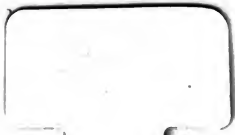
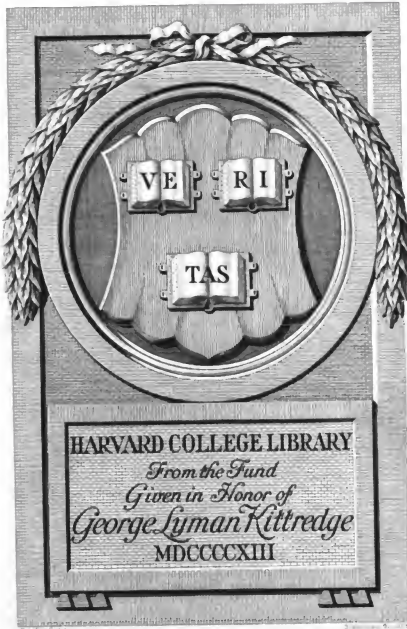




Die sagen der Heimat

Adolf Wrasmann

26274.54



0

Die Sagen der Heimat

Sagenschatz des Regierungsbezirks Osnabrück

gesammelt und herausgegeben

von

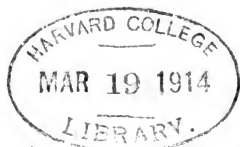
Adolf Brasmann

—
Mit 23 Bildern
—

Osnabrück 1908

G. Pilmeyer's Buchhandlung
Zul. Jonscher.

26274.54



Kittredge fund

Alle Rechte vorbehalten.

Inhaltsverzeichnis.

| | Seite | | Seite |
|---|-------|---|-------|
| Vorwort | V | Spulgeist ohne Kopf | 45 |
| Die Sagen von Karl dem Großen und Mittelind | 9 | Der Schmied zu Astrup | 45 |
| Osnabrück | 25 | Bergmännchen in Iburg | 47 |
| Die Osnabrücker Fleischerzunft und der Graf von Ledlenburg | 25 | Isel und Orend | 48 |
| Das Plewit-Läuten | 27 | Hollenberg bei Borgloh | 48 |
| Bischof Adolf und der Ausföhge | 27 | Der Meerpohl bei Hagen | 49 |
| Der Schmied im Gertrudenberge | 28 | Medelnbusch bei Hagen | 49 |
| Das Fremgericht | 28 | Der Wehrwolf I | 49 |
| Hexenfolter | 28 | Der Wehrwolf II | 50 |
| Brudermord | 29 | Der gefundene Hut | 51 |
| Bauer und Drache | 29 | Die Teufelssteine bei Laer | 51 |
| Bauer und Teufel | 29 | Die Glocken in Laer | 52 |
| Hänengrab | 30 | Meerweiber in einem Teiche bei Laer | 53 |
| Kloster Kulle | 30 | Der Bauer und die Hexen | 53 |
| Der Marienbrunnen in Kulle | 31 | Kemsebe | 54 |
| Das Hostenwunder | 31 | Der Spul am Violonbach | 55 |
| Gespensj in Kulle | 33 | Das Marienbild | 55 |
| Der Koll in Ider | 33 | Der ermordete Sohn | 56 |
| Das Meerweib in Ider | 34 | Die Sage von der Hase | 57 |
| Das Hemd des Geistes | 34 | Die Gabelung der Hase | 59 |
| Gespensjer in Hörne | 35 | Der Sünfelstein | 62 |
| Wödenjäger | 36 | Des Teufels Teigtrog und Badofen | 65 |
| Der Eichbaum zu Strohen | 36 | Ostertappeln | 65 |
| Die Herren von Suttthausen und Honeburg | 37 | Der Giodenguß zu Ostertappeln | 65 |
| Spinnen am Sonnabend | 37 | Der Böse auf Uhlenbrod | 67 |
| Das Gespenjt am Hüggel | 37 | Das Kreuz am Wege von Oster- tappeln nach Bohmte | 68 |
| Der Schmied im Hüggel | 38 | Die beiden Riesen | 69 |
| Die Egönaunten im Hüggel | 39 | Bestrafter Diebstahl | 71 |
| Die Burg zu Holte und der Demant- tisch | 41 | Hexen auf der Rumpeshorst | 71 |
| Die drei Kreuze | 43 | Der Darnssee | 72 |
| Der Pastor zu Achelriede | 44 | Der Schmied im Darnssee | 72 |
| Hexentanz | 45 | Ein sonderbarer Rnecht | 73 |
| | | Der Stretmann | 74 |
| | | De daipen Pöhle | 74 |
| | | Malgarten | 75 |

| | Seite | | Seite |
|---|-------|--|-------|
| Der Pastor zu Üffeln | 75 | Das Marienbild in Salzbergen . . . | 103 |
| Üffeln bleibt aus | 76 | Der Eisbach | 104 |
| Die Hexe | 76 | Beltrafte Sonntagschändung . . . | 105 |
| Die Handfesseln in der Kirche zu Merzen | 76 | Der Fensterbied bei Freeren . . . | 105 |
| Altenkrug | 77 | Das heilige Meer | 105 |
| Das weiße Pferd | 79 | Die versunkene Burg | 106 |
| Hasentanz | 79 | Bentheim | 107 |
| Antum | 80 | Teufelsohrklissen | 108 |
| Der Kirchturm in Antum | 80 | Der Brunnen auf Schloß Bentheim | 108 |
| Der nächtliche Pflüger | 81 | Eine heidnische Opferstätte . . . | 109 |
| Der Spedbot | 81 | Der Herrgott von Bentheim . . . | 109 |
| Das Kloster zu Bersenbrüd | 82 | Die weiße Frau | 111 |
| Der Teufel am Mühlenbach | 82 | Das Femgericht | 111 |
| Das Gewitter | 82 | Ein verhängnisvoller Zeitvertreib . | 112 |
| Der ungerechte Schulze | 83 | Wissinghof | 112 |
| Schulten-Düwel | 84 | Schüttorf | 113 |
| Der Käseberg | 86 | Die Rettung Schüttorfs | 114 |
| Das Geld des Teufels | 87 | Der gläserne Wagen | 114 |
| Badbergen | 88 | Ohne | 114 |
| Hill'gen Hall | 88 | Der schwarze Hund | 115 |
| Die Mohrenhand | 88 | Der Kirchturm in Gildbehaus . . . | 115 |
| Die ewige Jagd | 89 | Das spulende Fohlen | 117 |
| Der Reihberg | 90 | Kloster Frenswegen | 117 |
| Schwagstorf | 90 | Der verzauberte Offizier | 118 |
| Hexenmahl am Quetenberg | 91 | König Surbold | 119 |
| Der Holenberg | 92 | Eine Schlacht zwischen den Bewohnern von Lorup und Scharrel | 120 |
| Das Gnadenbild | 92 | Der betrogene Teufel | 120 |
| Wachurius | 94 | Der Mann im Ronde | 121 |
| Die drei Jungfrauen | 96 | Die Allen | 122 |
| Der Fluch einer Sterbenden | 97 | Die Hexenfamilie | 123 |
| Die Hünenburg bei Emsbüren . . . | 98 | Die Hasemeiersche | 123 |
| Die beiden Riesen | 98 | Die Kröte | 123 |
| Der Riese in dem ehemaligen Ur- walde bei Emsbüren | 99 | Der behexte Wagen | 124 |
| Die Mehringer Hünensteine | 100 | Die Nachtmahre | 124 |
| Die Mehringer Kälte | 100 | Die Walridersche | 124 |
| Die Fürbitte des heiligen Ludger . | 101 | Die bezauberte Wagg | 125 |
| Die Gimmel-Jagd | 101 | Zauber und Gegenzauber | 125 |
| Die Honneten | 102 | Der Feuermann | 125 |
| Der gerettete Pilger | 102 | Der wilde Jäger | 126 |
| | | Literatur | 127 |

Eine Reihe von Sagen wurde, da sie sich inhaltlich mit anderen ganz oder zum größten Teil decken, nur angebeutet.

Vorwort.

Das vorliegende Werk soll der Versuch sein, ein Bild von dem gesamten Sagenschatze des Regierungsbezirks Osnabrück zu geben. Unser Heimatland ist überaus reich an alten Sagen, jenen Blüten der Volkspoesie, deren Urheber niemand kennt, und die sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzten, vom Volksmunde immer mehr ausgestaltet und ausgeschmückt. Die schlichten Überlieferungen der Geschichte wurden weiter ausgeführt und mit romantischen Erzählungen ausgestattet, die oft sogar im Widerspruch stehen mit der historischen Wahrheit. So macht die Sage den Lieblingshelden der Niedersachsen, Wittekind, zum König des ganzen Landes, während die Geschichte ihn nur als Herzog kennt, der wegen seiner hervorragenden Eigenschaften zeitweise zum Führer des Volkes erwählt wurde. Doch Sage ist nicht Geschichte und darf als solche nicht angesehen werden.

Fast immer beziehen sich die Sagen auf etwas Bestimmtes und Merkwürdiges und unterscheiden sich dadurch von den Märchen, die des örtlich bestimmten Schauplatzes entbehren. Mit großen Steinen und Felsblöcken haben Riesen oder der Teufel zu tun gehabt, unter Hüengräbern und Opferaltären der Vorzeit liegen Könige und Helden in goldenem Sarge begraben. Zerfallenes Gemäuer wird zu Burgen, auf denen Wittekind oder gar Raubritter ihren Sitz hatten. Erdsenkungen sind durch den Untergang von Frevlern entstanden. An Teichen und an Bächen, an düstern Orten spuken der Teufel und Geister, die Seelen von Übeltätern, die im Grabe keine Ruhe finden können; Kreuze am Wege melden von schrecklichen Ereignissen. Wir hören von Hexen und Nymphen, von verborgenen Schätzen und versenkten Gloden, deren Geläut noch oft zu vernehmen ist. Überall tritt uns so die Sage entgegen, von unseren Vorfahren sorgsam behütet und gepflegt.

Aber leider muß man in unseren Tagen die Wahrnehmung machen, daß viele von den alten, anheimelnden Erzählungen immer mehr dem Gedächtnis des Volkes entschwimmen. Jene Zeiten sind

vorbei, in denen man an den langen Winterabenden am flackernden Herdfeuer und in den Spinnstuben den Worten der Alten lauschte. Unsere Zeit hat vielfach in dem steten Drange nach Neuem jene Überlieferungen vergangener Zeit vergessen. Viele Sagen sind nur noch in dunkeln Andeutungen vorhanden.

Da machten sich nun viele Freunde der Heimat und des Heimatsinns an die Aufgabe, durch Aufzeichnung der alten Überlieferungen in etwa das Aussterben der Sage zu verhindern. Eine Reihe von Sagenbüchern entstanden, die zum Teil ein bestimmtes Gebiet in erschöpfender Weise behandeln. Auch von den Osnabrücker Sagen wurden viele in diesen Büchern aufgenommen, und so finden wir sie in den Sagensammlungen Hannovers, Westfalens, Norddeutschlands zerstreut. Ein Versuch, eine besondere Sammlung der Sagen des Osnabrücker Landes zu veranstalten, wurde bis jetzt noch nicht unternommen. Die bisher erschienenen Osnabrücker Sagenbücher enthielten nur eine kleine Auswahl jener Erzählungen. Erst W. Crone versuchte es mit großem Erfolg, eine vollständige Sammlung der Sagen eines bestimmten Gebietes des Regierungsbezirks, des Kreises Bersenbrück, zu bieten.

Die vorliegende Sammlung will nun alles vereinen, was an Sagen im Regierungsbezirk Osnabrück noch vorhanden ist. Sie soll jedoch nicht eine gelehrte Abhandlung sein, in der die Sagen nach ihrem Zusammenhange, nach ihrem Verhältnis zu Geschichte und Mythologie und nach ihrer Entstehung untersucht werden. Eine solche Arbeit würde über den Zweck hinausgehen, den dies Buch verfolgt. Es will in erster Linie ein Buch für das Volk und die Jugend sein, denen es die alten Sagen in schlichter Form vorführen soll, mit der Aufgabe, dazu beizutragen, das Interesse an der Volkspoesie zu erhalten und wieder wachzurufen und damit die Liebe zur Heimat zu stärken.

Doch noch einen anderen Zweck verfolgt die Sammlung. Es gibt manche Sagen, die nur noch ganz dunkel in der Erinnerung des Volkes haften und vielleicht nur noch wenigen bekannt sind. Nach diesen zu forschen und sie weiteren Kreisen mitzuteilen, dazu möchte das Buch auch den Anstoß geben. Dann würde verhindert, daß einzelne Sagen allmählich ganz dem Gedächtnis des Volkes entschwänden.

Bei der Wiedergabe der Sagen habe ich mich bemüht, in schlichter Form, ohne jeden Zusatz, zu berichten. Sagt doch Jakob Grimm: Die Volksage will aber mit keuscher Hand gelesen und gebrochen sein. Wer sie hart angreift, dem wird sie die Blätter krümmen und ihren eigensten Duft vorenthalten. In ihr steckt ein solcher Fund reicher Entfaltung und Blüte, daß er auch unvollständig mitgeteilt in seinem natürlichen Schmutz genug tut, aber durch fremden Zusatz gestört und beeinträchtigt wäre. Wer diesen wagen wollte, müßte, um keine Blöße

zu geben, in die Unschuld der ganzen Volkspoesie eingeweiht sein, wie derjenige in alle Sprachgeheimnisse, der ein neues Wort zu erfinden ausginge.

Zum Schluß spreche ich allen denen, die mir beim Sammeln der Sagen behilflich waren, auch an dieser Stelle meinen herzlichsten Dank aus, vor allem den Herren Lehrern auf dem Lande, die manchen wertvollen Beitrag lieferten. Besonders bin ich auch Herrn Georg Brinkmann-Wellingholzhausen verpflichtet, der die „Sage von der Else“, sowie das bisher noch ungedruckte Gedicht „Sage von der Hase“ freundlichst zur Verfügung stellte.

Berlin-Wilmersdorf, im November 1907.

Adolf Brasmann.

Die Sagen von Karl dem Großen und Wittekind.

Als der mächtige König Karl über das Frankenreich regierte, herrschte im Sachsenlande König Wittekind, der Sohn des Warnekind, Herzog in Engern, Westfalen und Sachsen. König Karl war ein eifriger Christ und suchte überall den wahren Glauben zu verbreiten; Wittekind hielt jedoch noch zähe im Glauben an die heidnischen Götter fest. Da ließ Karl ihm durch Boten sagen, er solle seinen Göttern abschwören und sich taufen lassen, Wittekind aber antwortete: „Schlage mich der Donner, wenn ich das tue!“ Jetzt machte sich Karl auf, um Wittekind mit Gewalt zur Annahme des Christentums zu bewegen.

Als er in das Sachsenland gekommen war, lagerte er mit seinem Heere zunächst zu Welplage auf der Haar (Höhe). Seine Reiterei war so stark, daß, wie der Chronist meldet, die Köpfe drei Fuß hoch den Boden bedeckten. Der Lagerplatz heißt seit der Zeit Karls-haar oder Kerlshaar und der Ort, wo die Feldschmiede stand, die alte Schmiede.

Wittekind zog nun den Franken entgegen, und es kam zur Schlacht, in der Karl Sieger blieb. Wittekind mußte sich zurückziehen, Karl folgte ihm jedoch, und an der Hase, am Schlagvorderberge, dem jetzigen Klushügel bei Osnabrück, standen sich die beiden Gegner abermals im Kampfe gegenüber. Heiß wurde um die Siegespalme gerungen; die Franken waren jedoch dadurch im Nachteil, daß ihre Reiterei nicht über die Brücke kommen konnte und so am anderen Ufer untätig zuschauen mußte. Da ging zufällig ein Döse durch eine seichte Stelle des Flusses und zeigte dadurch den Reitern den Weg. Sogleich setzten diese durch die Furt ans andere Ufer, fielen den Sachsen in den Rücken und entschieden so die Schlacht zugunsten der Franken. Wittekind zog sich in eiliger Flucht zurück und verschanzte sich in seiner Burg an der Netze.

Weil nun in der Schlacht an der Brücke ein Döse den Weg zum Siege gezeigt hatte, erhielt die in der Nähe liegende Ansiedlung

den Namen Ossenbrügge = Osnabrüd. Der Schlagvorderberg (Slagvorderberg) heißt jetzt Klushügel; sein Name bedeutete Berg an der Furt (slag = wegsame Stelle, Weg; furt, vort = seichte Stelle). Die Schlagvorderstraße erinnert noch an ihn.

Nach der Schlacht machte sich Karl daran, die den Sachsen heiligen Opferstätten zu zerstören. Dabei kam er auch in den Hon (Hain) zwischen Osnabrüd und Wallenhorst. Hier befand sich ein gewaltiger Opferaltar, eine mächtige Steinplatte, die auf mehreren in die Erde gerammten Felsblöden ruhte. Mit Feuer und Eisen suchte Karl diesen Altar zu zerstören, aber alle seine Mühen waren vergebens; die Steine widerstanden aller Gewalt. Zu gleicher Zeit kam auch die Kunde,



Die Karlssteine.

daß Wittekind ein neues Heer sammle. Dies alles machte den König so mißgestimmt, daß er schon von dem scheinbar fruchtlosen Kampfe ablassen und wieder abziehen wollte. Da traten sieben Brüder aus seinem Heere vor ihn und ermahnten ihn, auf Gottes Beistand zu hoffen. Sie errichteten dann gegenüber der heidnischen Opferstätte einen Altar, den ersten christlichen in der Gegend, vor dem sie niederfielen und Gott um seine Hilfe anflehten. Karl jedoch hatte alle Hoffnung, die Sachsen zum Christentum bekehren zu können, verloren und sagte, indem er mit einer Reitgerte von Pappelholz auf die Steinplatte des heidnischen Opferaltars schlug: Ebenso wie ich diesen Stein nicht brechen kann, so werde ich auch nicht den harten Nacken der Sachsen beugen. Doch, o Wunder! Kaum hatte er diese Worte gesprochen, da krachte der gewaltige Felsblock und zersprang in drei Stücke. Dies



Karl der Große.

Wunder sahen alle als ein Zeichen Gottes an, daß er seine Diener im Kampfe nicht verlassen wolle, und faßten wieder freudigen Mut. Die Steinblöcke aber heißen seitdem die Karlssteine, und an der Stelle des ersten christlichen Altars wurde ein Kreuz errichtet, um das man zur Erinnerung an die sieben Brüder sieben Buchen pflanzte. Später vermehrten sich diese auf zehn, so daß der Ort den Namen „to 'n



A. Brasmann phot.

Das Kreuz im Hone.

teggem Bōten“ erhielt. Jetzt ist das Kreuz von neun Buchen umstanden. Die Überlieferung berichtet auch, daß auf dem erwähnten Altare das erste Messopfer in dieser Gegend dargebracht sei; eine Inschrift auf dem Kreuze sagt: Hoc loco Caroli Magni temporibus primam in hac regione missam celebratam esse antiquitus traditum est (An dieser Stelle wurde zur Zeit Karls des Großen, wie von alters her überliefert ist, die erste Messe in dieser Gegend gefeiert).

Wittekind hatte unterdessen alles daran gesetzt, ein neues Heer zu sammeln, und wer nur Waffen tragen konnte, war ihm zugeeilt zum letzten Kampfe für die Götter und die Freiheit. Zwischen Engter und Damme stand das gewaltige Heer, das dem der Franken an Zahl weit überlegen war. Karl jedoch vertraute auf die Hilfe Gottes, der ihm durch das Wunder bei den Opfersteinen im Hone ein deutliches Zeichen seiner Huld gesandt hatte. Mutig zog er den Sachsen entgegen, und in der Bördener Heide stießen die beiden Gegner in erbittertem Kampfe zusammen. Nach hartem, verzweifelmtem Widerstande mußte Wittekind endlich das Feld räumen, viele seiner Getreuen bedeckten als Leichen das Schlachtfeld. Flüchtend zog er gegen Ellerbruch. Als man nun mit dem ganzen Troß an eine Furt kam und ein ungeheures Gedränge entstand, wollte eine alte Frau nicht weiter gehen. Da sie aber nicht den Franken in die Hände fallen sollte, so wurde sie von den Sachsen lebendig in einem Sandhügel bei Bellmanns Ramp begraben. Dabei wurde ihr zugerufen: Krup unner, krup unner, de Welt is di gram; du kannst den Rappel nich mehr folgen! Nach einer anderen Sage hat man eine Wahrsagerin lebendig begraben, weil sie Wittekind fälschlich den Sieg vorausgesagt hatte. Dabei soll man gesungen haben: „Krup unner, krup unner, de Welt is di gram.“

Das Schlachtfeld heißt seit jener Zeit Wittefeld (Wittekindsfeld). Mancher will dort Spul gesehen haben, und oft ziehen Heere mit blitzenden Spießen in lärmendem Zuge darüber hinweg.

Nach der Schlacht zerstörte Karl den Heidentempel in dem heiligen Haine bei Wallenhorst und baute an seiner Stelle zur Erinnerung an den entscheidenden Sieg eine Kirche, die erste im Lande. Auf ihren Turm wurde der Gewohnheit entgegen eine goldene Henne gesetzt, um anzudeuten, daß sie noch andere Kirchen im Lande gewissermaßen ausbrüten solle. Die Kirche mit der Henne auf dem Turm ist noch jetzt als ein Denkmal bewegter Zeit vorhanden, wenn auch nicht mehr in Gebrauch.

Karl zog dann nach Osnabrück und besetzte den Ort. Auch errichtete er hier ein Bistum, das erste des Sachsenlandes. Dem Bischof wurde als Pfründe der Zehnte aus dem ganzen Lande zugesprochen, von der Karlshaar jedoch, wo die Franken zuerst gelagert hatten, sogar der Vierte. Denn der Boden war hier durch den Roßdünger so fruchtbar geworden, daß er durch die höhere Abgabe nicht mehr belastet wurde als das übrige Land durch den Zehnten.

Wittekind hatte sich nach der verlorenen Schlacht mit seinen Getreuen auf seine Burgen zurückgezogen. Im Osnabrücker Lande zählt man noch jetzt eine ganze Anzahl sogenannter Wittekindsburgen, von denen noch manche Überreste vorhanden sind. Eine von den Burgen

lag im Gehn an der Borgbede, zwischen Bramsche und Affeln, eine andere in Schagen bei Pente. Der Bauer auf Borgmanns Erbe war der Vogt dieser Burg; den Häderling für Wittelinds Pferde mußte der Rötter Strohschneider bereiten. Beschließerinnen waren zwei alte Schwestern, denen Wittelind viel Gutes getan hatte. Auf Möllmanns



A. Wrasmann phot.

Die Kirche in Wallenhorst.

Hofe lag die Mühle, und ganz Schagen war der Burg zinspflichtig. Berühmt war der Mährenstall, der sich auf der Burg befand. Die dritte Burg lag in Frankensundern bei Engter, sie führte auch den Namen Rolandsburg. Nach Wittelinds Tode kam diese zuletzt in den Besitz von zwei alten Damen, die ihr Gut dem benachbarten Kolon Dreyer gegen freien Unterhalt anboten. Als dieser auf das Anerbieten

nicht einging, wandten sie sich mit demselben Angebot an den Herrn von der Busche-Streithorst, der es annahm. Die bedeutendste Burg Wittelinds aber war die im Rettelale bei Kulle, von der durch die Ausgrabungen des Rectors Meyer manche Überreste bloßgelegt sind. Übrigens ist sie wohl die einzige, die auch von der Geschichte als Wittelindsburg anerkannt wird.

Mehrere Wittelindsburgen zählt man ferner bei Wittlage. Auch der Schultenhof in Rüssel bei Antum soll eine Burg des Sachsenherzogs gewesen sein, andere sollen auf dem Kerenberg bei Desebe und in Bokeloh bei Meppen gelegen haben. Bei der zuletzt genannten



H. Drasmann phot.

Wittelindsburg bei Kulle.

hat sich, wie eine andere Sage erzählt, ebenfalls eine blutige Schlacht zwischen Karl und Wittelind abgespielt. Drei Tage lang wütete der Kampf, die Leichen von sechstausend Sachsen bedeckten das Schlachtfeld, unter ihnen Surbold, der König der Friesen. Am dritten Tage zogen sich die Sachsen in die Wefenburg (Wittelindsburg) zurück, mußten aber endlich den Widerstand aufgeben. Zur Erinnerung an den schwer errungenen Sieg stiftete Karl die Kirche in Bokeloh, östlich von Meppen, die daher als älteste Kirche des Emslandes gelten will.

Wittelind wird auch als Gründer der Iburg, Ledlenburg und Ravensburg angesehen. Er hatte nämlich drei Töchter, Ida oder

Zoa, Thekla und Ravena. Für jede von ihnen baute er als Hochzeitsgabe eine Burg, die dann den Namen der Schloßherrin erhielt.

Von einigen wird auch die Dietrichsburg bei Melle für eine Wittelindsburg gehalten. Sie soll nach dem Grafen Dietrich, einem Ururenkel Wittelinds, benannt sein. Dietrich war der Vater der heil. Mathilde, der Gemahlin Heinrichs I., als deren Geburtsort die Dietrichsburg angesehen wird.

Auf den zuerst genannten Burgen hielt sich Wittelind nun nach der Schlacht auf dem Wittelfelde verborgen. Doch gab er seine Sache noch nicht verloren, sondern suchte auf alle Weise Streitkräfte zu erneuertem Kampfe zu werben. Heimlich verließ er sein Versteck und durchheilte die Lande. Dabei wußte er seine Verfolger auf schlaue Art zu täuschen. Denn er legte seinem schnellen, schwarzen Hengste die Hufeisen verkehrt unter. Wenn dann also die Spuren ins Land wiesen, war er daheim auf einer seiner Burgen; führten sie aber bergan, dann durchritt er die Lande und rief sein Volk zum letzten Widerstande gegen den verhaßten Feind auf. Einmal aber wäre er beinahe trotz aller List und Vorsicht den Feinden in die Hände gefallen. Die beiden Beschließerinnen auf der Burg in Schagen waren nämlich vom Domkapitel in Osnabrück gegen Zusage lebenslänglichen freien Unterhaltes bestochen worden, ihren Herrn zu verraten. Als nun Wittelind auf dieser Burg weilte, setzten die beiden Schwestern schleunigst König Karl davon in Kenntnis. Der treue Burgwart Borgmann erfuhr jedoch den Verrat und warnte Wittelind. Da floh dieser eiligst in der Richtung nach Osnabrück zu. Doch hätten die Franken ihn beinahe gefangen, denn sie hatten im Hone den Weg durch einen Verhau gesperrt. Als Wittelind das Hindernis sah, sprach er zu seinem kleinen, aber schnellen Pferde:

Hengstken spring awer,
Kriegst 'n Spint Hawer.
Springst du nich awer,
Frätet di un mi de Rawen.

Da setzte das Pferd wie ein Pfeil über den Verhau hinweg, verdoppelte seine Schnelligkeit und brachte seinen Herrn in rasendem Laufe glücklich nach Osnabrück. Vor dem Tore aber stürzte es erschöpft tot zu Boden. Kaum hatte Wittelind die Stadt betreten, da stellte sich das ganze Volk, das eben noch Karl Treue geschworen hatte, auf seine Seite und vertrieb die fränkische Besatzung. Als Karl dies hörte, geriet er in heftigen Zorn und tat den furchtbaren Schwur, die Stadt für ihre Treulosigkeit schwer zu bestrafen und das erste lebende Wesen, das ihm aus dem Tore entgegentäme, mit eigener Hand zu töten. Er

zog mit seinem Heere vor die Stadt, Wittekind floh bei seinem Herannahen auf seine Burg an der Rette. Die Bürger gerieten in Angst und Schreden vor der Rache des Königs. Da faßte Karls Schwester, die in Osnabrück mit einem vornehmen christlichen Sachsen verheiratet war, den Entschluß, den Bruder um Gnade für die Stadt zu bitten. Sie ging daher allein dem König entgegen. Als dieser sie herankommen sah, gedachte er seines Schwures und geriet in großes Entsetzen. Inbrünstig flehte er zum Himmel, daß er ihn aus dieser schrecklichen Lage befreien möge. Und siehe! da sprang der Lieblingshund seiner Schwester, der seine Herrin begleitete, zum König heran und ledte ihm die Hand. So war der Hund das erste lebende Wesen, das Karl begegnete, und ihn tötete jetzt der König, um seinen Schwur zu lösen. Erfreut über diesen glücklichen Ausgang verzieh er der Stadt die Treulosigkeit. Aus Dankbarkeit und zur Erinnerung an die wunderbare Begebenheit setzten die Bürger dem Hunde vor dem Dome ein Denkmal, das noch jetzt dort steht. Es hat allerdings mit einem Löwen ebensoviel Ähnlichkeit wie mit einem Hunde, und um beiden Anschauungen gerecht zu werden, nennt der Volksmund das Standbild „Löwenpudel“. Nach einer anderen Überlieferung stammt das Denkmal aus der Zeit Heinrichs des Löwen, in dessen Namen an dieser Stätte Gericht gehalten wurde; auch mit einem Besuche, den Heinrich der Löwe der Stadt machte, wird der Löwenpudel in Beziehung gebracht. Noch eine andere Sage führt das Denkmal wieder auf Karl den Großen zurück und erzählt folgendermaßen.



Löwenpudel.

Eines Tages hatte sich König Karl von seinem Gefolge eine Strecke entfernt und saß sinnend an einem Fußwege, bis ihn das Geräusch von nahenden Schritten aufblicken ließ. Da sah er einen bewaffneten Mann auf sich zukommen, der dann nahe an ihn herantrat und sagte: „Vor mir ist soeben ein Hund über den Weg gelaufen. Dies bedeutet aber, daß ich selbst heute noch auf den Hund komme oder daß ich einen anderen auf den Hund bringe. Da sich mir nun eine günstige Gelegenheit bietet, will ich lieber das letztere eintreffen lassen.“ Nach diesen Worten nahm er dem vor Verwunderung starren König das

Schwert, die goldene Kette und alle anderen Kostbarkeiten ab und entfernte sich in der Richtung nach Osnabrück, von den ergrimmtten Blicken des Königs verfolgt. Doch da er noch eine ziemliche Strecke zu gehen hatte, wollte er sich erst durch einen erfrischenden Trunk stärken und lehrte bei einem Franken ein, der dort, wo jetzt die Musenburg steht, wohnte und schon seit längerer Zeit den Leuten gegen Gold und Silber Wein verkaufte. Bei ihm ließ sich nun der Fremde eine Weile nieder, und als er wieder aufbrach, erstand er noch ein Fäßchen Wein, das er mit nach Hause nehmen wollte. Um es besser tragen zu können, kaufte er noch eine Kiepe und bezahlte mit dem Schmude des Königs. Der Franke stuzte, sagte aber nichts, um den Fremden nicht zu erzürnen. Dieser trollte nun mit seiner Bürde der Stadt zu, doch machten sich bei ihm bald die Folgen des übermäßigen Weingenusses bemerkbar, und sein Gang verlor immer mehr an Festigkeit. Da kam er an ein Standbild, das einen Hund darstellte und von Karl zum Andenken an seinen besten Jagdhund errichtet war. Der Berauschte sah es nicht, sondern lief dagegen, so daß er fiel und das Fäßchen weit fortrollte, er konnte sich aber nicht wieder erheben und schlief ein.

Karl war unterdessen auf der Suche nach dem Räuber gewesen und war auch zu dem Franken gekommen, der den Schmud eingetauscht hatte und ihn nun bereitwillig wieder zurückgab. Jetzt streifte er mit seinem Gefolge die Gegend ab, um den Räuber zu finden. Dieser war aber wieder erwacht und hatte seinen Weg fortgesetzt. In seinem Rausch hatte er jedoch anstatt des Weinfasses den steinernen Hund in die Kiepe gesetzt. Als er nun in die Nähe der Stadt kam, vernahm er hinter sich plötzlich Pferdegetrappel. Schnell flüchtete er sich in das nahe Gehölz, aber Karl — denn dieser war es, der ihm folgte — hatte ihn bereits gesehen und setzte ihm nach in das Gebüsch. Hier saß der Räuber zusammengekauert an seiner Kiepe und blickte unverwandt auf seine Verfolger. Ein Diener lief auf ihn zu und durchbohrte den Unglücklichen mit dem Schwerte. Der Tote blieb in derselben Stellung sitzen, da ihn die Kiepe stützte, und als Karl ihn mit der Lanze stoßen wollte, hielt ihm der Teufel das Weinfäß entgegen, das er unterdessen schnell geholt hatte. Das Faß wurde durchbohrt, und der Wein floß zur Erde. Den Räuber aber mitsamt dem Hunde hatte der Teufel mitgenommen.

Zur Erinnerung an diese Begebenheit ließ Karl einen Hund aus Stein meißeln, der die Stellung eines hockenden Menschen haben und die Zunge wie im Tode röchelnd austreten sollte.

Kehren wir nach dieser kurzen Abschweifung zu unserer eigentlichen Erzählung wieder zurück.

Wittekind war nach all den unglücklichen Kämpfen endlich doch an dem Glauben seiner Väter irre geworden; er hatte alles Zutrauen zu seinen Göttern verloren. Doch schwankte er noch, den entscheidenden Schritt zu tun; Zwiespalt im Herzen sah er grübelnd auf seiner Burg. Karl sandte zu ihm und ließ ihm Verzeihung anbieten, wenn er dem Heidentume abschwöre. Ein Wunder — und das ist die zweite Sage von den Karlssteinen — überzeugte den Sachsenfürsten vollends von der Wahrheit des Christentums. Eines Tages traf nämlich Karl auf einem Jagdausfluge mit Wittekind zusammen, und beide gerieten bald in ein Gespräch über den Glauben, bei dem Karl seinen Gegner von der Irrigkeit der heidnischen Lehre zu überzeugen suchte. Sie waren unterdessen bei den Opfersteinen im Hone angelangt. Da forderte Wittekind den König auf, einen Beweis von der Macht des Christengottes und von der Wahrheit der christlichen Lehre zu geben. Wenn er mit seiner Reitgerte die gewaltige Steinplatte zerschlage, dann wolle er an das Evangelium glauben und sich taufen lassen. Im Vertrauen auf Gottes Beistand schlug Karl auf den Stein — und siehe! er zersprang in drei Stücke. Jetzt war der Widerstand Wittekinds gebrochen, er war bereit, den heidnischen Göttern abzuschwören. Bald darauf kamen Karl und Wittekind an einer Quelle am Fuße der Wittekindsburg im Nettetal zusammen, und hier vollzog sich die Taufe des Sachsenherzogs; Karl selbst war der Taufpate. Die Quelle, die auf einer Wiese der Destringer Mühle entspringt, heißt seitdem Dreifaltigkeitsquelle.

Nach einer anderen Sage wurde Wittekind aus dem jetzt noch vorhandenen Taufsteine in Belm getauft.

Dem Orte gab Wittekind den Namen Bethlehem, um anzudeuten, daß er dort im Geiste wiedergeboren sei, wie Christus zu Bethlehemb geboren wurde. Aus dem Worte Bethlehem hat sich dann im Laufe der Zeit der Name Belm entwickelt. Nach der Taufe schenkte Karl dem Sachsenherzog ein weißes Roß, und dies war der Grund, daß das schwarze Sachsenroß im Wappen Wittekinds dann in ein weißes umgeändert wurde.

Über das fernere Leben Wittekinds schweigt der Osnabrüder Sagenkreis. Der Sachsenfürst lebte nach seinem Übertritt zum Christentum meist auf seiner Burg in Enger, wo er viel Gutes wirkte und für die Ausbreitung des Christentums Sorge trug; ihm wird die Gründung vieler Kirchen zugeschrieben. Erst über den Tod Wittekinds weiß die Osnabrüder Sage wieder zu berichten. Während nämlich der Sagenkreis von Enger den Sachsenherzog in der Kirche zu Enger beigesetzt werden läßt, gibt ihm die heidnische Osnabrüder Sage ein dem Empfinden des Heidentums mehr entsprechendes Grab. Als Wittekind,

so berichtet sie, gestorben war, kamen seine treuen Mannen, betrauereten ihn drei Tage lang und legten ihn in einen goldenen Sarg. Dann begruben sie ihn am Rotenberge (bei Wersen) und wälzten ungeheure Steinblöde auf sein Grab. Das Denkmal ist noch vorhanden, man zählt zwölf Dedsteine, die von 24 anderen umgeben sind.

Das Volk aber wollte nicht an den Tod seines Lieblingshelden glauben. Es läßt ihn in seiner Burg in Geln verzaubert sein. Im Innern dieser Burg sind zwei Höhlen, in die aber niemand hinein kann. Denn zwei große, schwarze Hunde liegen dort, die einen großen



H. Wrasmann phot.

Der Taufstein in der Kirche zu Belm.

Schatz bewachen und jeden zerreißen, der sich ihnen naht. Nach einer anderen Sage verwünschte sich Wittelind nach der unglücklichen Schlacht auf dem Wittesfelde in den Burgberg bei Kulle. Zuweilen bricht er aus diesem mit seinem Gefolge unter gewaltigem Waffenlärm hervor, und die Leute, die die wilde Jagd über sich hinweg ziehen hören, sagen, es bedeute Krieg.

Auch über die Gemahlin Wittelinds, Geva mit Namen, berichtet die Osnabrücker Sage. Sie wird als eine Schwester Siegfrieds, des

Königs von Dänemark, bezeichnet, und Wittelind soll sie kennen gelernt haben, als er in diesem Lande einst vor seinen Feinden Zuflucht suchte und fand. Die Grabstätte Gevas verlegt die Sage in die Kirche zu Belm, und eine alte braunschweigische Chronik sagt:



H. Brasmann phot.

Die Kirche in Belm.

Gheva sin werdher vrowe
wart zo Beleheym zo rowe
gegraben by Osenbrücke.
ihrer Sele got geve gelücke.

(Geva, seine werte Frau, ward zu Bethlehem zur Ruhe begraben bei Osnabrüd. Ihrer Seele Gott gebe Glüd.)

Eine andere Sage verlegt ihr Grab unter die Helmichsteine im Kuller Esch, auf Kolon Helmichs Besitztum. Gewaltige Steine bilden ihr Grabdenkmal. Leider befindet es sich in einem traurigen Zustande; die Steine sind teilweise zersprengt, und undurchdringliches Dornengestrüpp verdeckt sie von allen Seiten. Man hat den Eindruck, daß sie wohl schon längst, wie so viele andere Denkmäler alter Zeit verschleppt und vernichtet sein würden, wenn man die Anstrengung nicht gescheut hätte. Es wäre zu wünschen, daß sich dort eine Hand ans Werk machte, die sich etwas von Idealen leiten ließe.

Außer diesen eigentlichen Wittelindsagen gibt es dann noch einige,



H. Wrasmann phot.

Die Helmichsteine (Gervas Grab) im Kuller Esch.

die Wittelind in ein späteres Zeitalter versetzen. Die eine berichtet folgendermaßen:

In der Schwedenzeit lagen bei Osnabrück zwei Burgen, die eine auf dem Piesberge, die andere auf einem Berge im Nettetale. In der Burg auf dem Piesberge wohnte ein König mit Namen Carolus Magnus (Karl der Große), auf der anderen, der Wittelindsburg, lebte König Wied (Wittelind). Carolus Magnus war ein Christ, Wied dagegen ein Heide. Ihm ließ nun Karl sagen, er solle seinen Göttern abschwören und den christlichen Glauben annehmen; aber Wied entgegnete ihm, er wolle ein Heide bleiben, da ihm die heidnische

Religion besser gefalle. Da wurde Karl zornig und sagte, dann solle den Wied der Donner schlagen, er müsse doch Christ werden. Um ihn nun zur Annahme des christlichen Glaubens zu zwingen, setzte er sich mit seinem ganzen Heere zu Pferde und rückte vor die Wiedsburg. Als Wittelind dies sah, verschloß er die Tore und glaubte sich gesichert. Aber Karl hatte eine große Kanone mitgebracht, die er jetzt auf die Burg richtete. Da geriet Wittelind in große Not und ließ Karl sagen, er wolle das Christentum annehmen, wenn man sein Leben schone. Karl versöhnte sich nun mit ihm, und bald darauf wurde Wied mit seinem Volke aus dem großen Tauffstein in der



H. Brasmann phot.

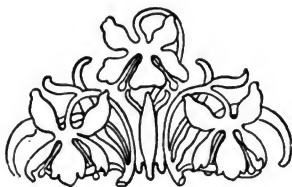
Wittelinds Grab bei Werfen.

Kirche zu Belm getauft. Aber während der Laufe ließ Karl die Wittelindsburg vollends zerstören, so daß kein Stein auf dem anderen blieb. Als nun Wittelind wieder zu seiner Burg kam und das Vernichtungswerk sah, ging er aus dem Lande fort und wurde seitdem nicht wieder gesehen. Karl zog später mit seinem ganzen Heere in den Krieg, aber auch seine Burg wurde zerstört; die Schweden haben sie dem Erdboden gleich gemacht.

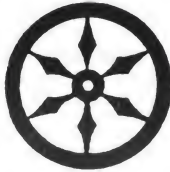
Die letzte Sage gibt Wittelind den zweifelhaften Ruhm eines Räuberkönigs. Sie erzählt so.

Vor langer Zeit lebte auf der Burg, deren Reste noch jetzt

Wittelindsburg heißen, ein Räuberkönig mit Namen Wied. Er hatte große Macht und großen Anhang und war gefürchtet im ganzen Lande. Dabei war er schlau und listig, so daß man ihn nicht fassen konnte. Er legte nämlich seinen Pferden die Hufeisen verkehrt unter. Zeigten die Spuren also ins Land, dann war er oben auf der Burg, wiesen sie aber den Berg hinauf, so war er auf Raub aus. Endlich aber hat man seine List gemerkt, ihn gefangen und seine Burg zerstört.



Aus dem Stadt- und Landkreise Osnabrück.



Osnabrück.

Zu den ersten Häusern der Ansiedlung, aus der später sich die Stadt Osnabrück entwickelte, gehörte auch ein sächsischer Bauernhof am linken Haseufer. Bei diesem war eine Brücke über die Hase gebaut, über die man die Ochsen von dem einen Ufer zum anderen trieb. Diese Brücke erhielt den Namen Offenbrügge (Ochsenbrücke), und nach ihr wurde dann auch die Stadt so benannt. Im Plattdeutschen heißt sie noch jetzt Offenbrügge.

Eine andere Sage von der Entstehung des Namens findet sich schon oben bei den Wittelindsagen.

Die Osnabrücker Fleischerzunft und der Graf von Ledlenburg.

Vor langer Zeit hatte der Graf von Ledlenburg das Recht, den Osnabrücker Metzger die Fleischpreise vorzuschreiben, und bevor er die Taxe geschickt hatte, durfte kein Lot Fleisch verkauft werden. Sein Bote aber war ein mißgestalteter Zwerg, der auf einem Esel ritt und stets zwei Körbe mitbrachte, in die das beste Fleisch für den Grafen gelegt werden mußte. Dieser Bote gelangte aber des Morgens erst sehr spät in der Stadt an, so daß den Fleischern oft großer Schaden entstand, da sie ihre Ware nicht mehr absetzen konnten. Schon oft hatte man den Boten zu größerer Eile angetrieben und war sogar handgreiflich geworden, wenn der Unwille allzu groß wurde. Aber

es blieb alles beim alten; Hohn und Spott waren die Antwort des Boten, der auf die Macht seines Herrn pochte. Da belamen die Fleischer einen energischen, stolzen Gildemeister mit Namen Kroß. Dieser wollte dem unhaltbaren Zustande ein Ende machen und forderte seine Zunftgenossen auf, dem Tedlenburger eine Lehre zu geben, an die er noch lange denken sollte. Als nun das nächste Mal der Bote wie gewöhnlich sehr spät in die Stadt kam, wurde er von der ganzen Zunft empfangen. Meister Kroß aber ergriff ihn und erschlug ihn mit dem Beil; die anderen zerhackten darauf den Leichnam und legten ihn in die Körbe, mit denen sie den Esel wieder nach Tedlenburg hinaufschickten.

Der Graf geriet in eine schredliche Wut und drohte der Stadt bittere Rache an. Er befehdete sie und fügte den Bewohnern alles mögliche Leid zu, so daß diese endlich um Gnade baten. Der Graf heuchelte Milde und versprach, alles zu vergessen. Doch eine Bedingung stellte er. Innerhalb eines Jahres sollte man ihm einen Scheffel Wevelinghöfer (eine seltene Münze, die ein früherer Bischof aus dem Geschlechte der Wekelinghofer hatte prägen lassen), ein Paar himmelblauer Windspiele und zwei Eichbäume ohne Knoten liefern. (Nach anderer Überlieferung verlangte er zwei Rosenstöcke ohne Dornen.) Er war sicher, daß diese Bedingung nicht erfüllt werden konnte, und dann wollte er nach Jahresfrist seine Fehde fortsetzen.

In Osnabrück war jetzt guter Rat teuer, doch verlor man nicht die Hoffnung. Nach allen Seiten wurden Boten ausgesandt, um die notwendigen Wevelinghöfer zu sammeln, aber diese waren äußerst selten. Da verkündete der Rat der Stadt, daß er die Münzen zu hohem Preise einkaufe, und nun strömten aus allen Gegenden die Bettler zusammen und brachten die erwünschten Geldstücke in solcher Menge, daß bald ein Scheffel davon vorhanden war. Unterdessen setzte man ein Paar Windspiele in ein blau angestrichenes Zimmer mit blauen Fenstern, sie wurden blau angestrichen und aus blauen Gefäßen mit Speisen gefüttert, die ebenso gefärbt waren. Der Wärter trug stets ein Gewand, das dieselbe Farbe hatte. Als nun die Windhunde Junge belamen, waren diese schon etwas blau gefärbt. Als von diesen aber wiederum Junge erzielt wurden, hatte man ein himmelblaues Paar, wie es der Graf wünschte.

Um auch die dritte Bedingung erfüllen zu können, ließ man ganz junge Eichenstämme durch enge Glasröhren wachsen, so daß sich keine Knoten bilden konnten. (Nach der anderen Überlieferung zog man so die Rosen auf, so daß die Dornen nicht hervortreiben konnten.)

Auf diese Weise konnte man die Bedingung erfüllen, und die Stadt war gerettet. Heute findet man keine Wevelinghöfer mehr, und

das Geschlecht der blauen Windspiele ist wieder entartet, aber Rosen ohne Dornen sind noch in vielen Gärten zu finden.

Es ist gewiß nicht ohne Interesse, daß diese Sage fast ohne Abweichungen von den Fleischern zu Gerstungen berichtet wird. Über diese hatte der Graf von Brandenburg das Recht, ihnen die Fleischtaxe vorzuschreiben.

An der Bodsmauer in Osnabrück steht noch heute das alte Fleischeramthaus. Es ist gekennzeichnet durch einen in Stein gehauenen Ochsenkopf.

Das Piewit-Läuten.

Bischof Piewit (Wiho) von Osnabrück, der gegen Ende des 11. Jahrhunderts lebte, hatte einst auf der Jagd sein Gefolge aus den Augen verloren und sich im Walde verirrt. Nach vielen vergeblichen Versuchen, sich durch das dicke Unterholz durchzuarbeiten und wieder zu den Seinen zu kommen, sank er ermüdet und ermattet nieder. Schon war auch die Nacht hereingebrochen, und er gab jede Hoffnung auf Rettung auf und empfahl in frommem Gebete seine Seele dem Herrn. Doch hörte, plötzlich drangen die Klänge eines Klosterglöckleins an sein Ohr; es wurde um Mitternacht zur Hora geläutet. Der Bischof ging dem Schall nach und fand in dem Kloster Rettung und Unterkunft. Aus Dankbarkeit stiftete er im Osnabrücker Lande ein Geläute, das von Allerheiligen bis Lichtmeß jeden Samstag abend eine Stunde dauert.

Bischof Adolf und der Ausföhige.

Bischof Adolf von Osnabrück war von besonderer Güte gegen Arme und Notleidende. Auf seinen Reisen besuchte er auch regelmäßig einen Ausföhigen in Merzen, der von allen verlassen war und in einer elenden Hütte sein Dasein fristete. Er tröstete ihn und bedachte ihn mit reichen Almosen. Dies mißfiel jedoch den Begleitern des Bischofs, und sie ließen den Kranken heimlich fortschaffen, der aber bald darauf starb. Als der Bischof nun auf einer Reise wieder zu der Hütte ging, erschien ihm der Ausföhige in einer Verklärung, sagte, daß er durch Gottes Barmherzigkeit und die Gebete des Bischofs selig geworden sei, und fuhr vor aller Augen gen Himmel. Da erschrak die Umgebung des Bischofs und bekannte ihre Schuld, sie erhielt aber großmütige Verzeihung.

Der Schmied im Gertrudenberge.

Im Gertrudenberge bei Osnabrück lebte einst in einer Höhle ein Schmied, der sich jedoch niemals den Leuten zeigte. Den Bewohnern der Umgegend schmiedete er alle möglichen Geräte. Man brauchte das Gewünschte nur auf einen Zettel zu schreiben, dann lag es am folgenden Tage fertig da, und daneben war ein Zettel mit der Angabe des Lohnes gelegt, den man auf einem bestimmten Steine entrichten mußte.

Das Femgericht.

Im Gertrudenberge war ein Sitzungssaal der geheimen Feme; der Eingang dazu war an dem sogenannten Gertrudenberger Loch. Hier stand eine Wache und ließ keinen Unberufenen hinein, nur wer die Merkworte wußte, fand Einlaß. kamen nun die Mitglieder der Feme, dann wurden sie mit den Worten angeredet: „Was sucht ihr hier bei Nacht? Ohn' Wort kein Einlaß; Tür und Riegel sind gut bewacht.“ Die Antwort lautete: „Id grüet Ju, leve Mann! Wat fangt se hie an?“ Dann sagte die Wache: „Allet Glüd lehre in, wo de frenen Scheppen syn;“ und darauf sagten alle zusammen: „Strick, Stein, Gras, grein, de hemlide Fem.“ Erst dann wurde die Tür geöffnet, und man gelangte in einen dunkeln Gang. Dieser zog sich weithin in vielen Windungen und war so schmal und niedrig, daß ein Mann nicht aufrecht hindurch gehen konnte. Unter der Kirche des Gertrudenklosters war eine eiserne Pforte; neben ihr lag ein schwerer Holzhammer. Die Mitglieder der Feme schlugen mit ihm dreimal an die Tür, und nach Abgabe eines Erkennungszeichens wurden sie eingelassen. Sie betraten darauf eine Felsenhöhle, in deren Mitte ein steinerner Tisch stand. Auf diesem lag eine Pergamentrolle mit vielen Siegeln, über der drei Schwerter gekreuzt waren, und auf diesen stand ein Totenschädel. Um den Tisch waren steinerne Sitze gereiht. Hier wurden nun zu mittlernächtlicher Stunde die Femgerichte abgehalten.

Hexenfolter.

Als in Deutschland die unseligen Hexenprozesse in Blüte standen, hatte man in Osnabrück eine besonders grausame Marter für die unglücklichen als Hexen angesehenen Frauen erfunden. Auf dem Grunde einer brunnenartigen Vertiefung im Bodsturm hatte man Schwerter

mit der Spitze nach oben aufgepflanzt, über die Versenkung war eine Falltür gelegt. Die Hexen ließ man nun hungern; dann hängte man über der Falltür Fleisch auf, und wenn die Unglücklichen sich gierig darauf stürzten, fielen sie in die Tiefe, wo sie von den Messern zerfleischt wurden.

Brudermord.

Auf der Gartenmauer beim Schmied im Hone steht ein verwittertes Kreuz, das früher in einer Ecke des Garten seinen Platz hatte. Es ist gesetzt zur Erinnerung an einen Brudermord. Zwei Brüder waren in Streit geraten, dabei ergriff der eine sein Beil und erschlug den anderen. Als er aber die Leiche des Bruders zu seinen Füßen sah, wurde er von Reue und Entsetzen ergriffen und tötete auch sich selbst.

Eine ähnliche Sage knüpft sich an ein kleines Kreuz an der Jburgerstraße.

Bauer und Drache.

Der Bauer Bramme in Lechtingen war eines Tages mit Arbeiten auf seinem Felde beschäftigt. Da kam ein Drache angefliegen, ergriff ihn mit seinen Klauen und trug ihn mit sich fort. Als er nun nach einiger Zeit über einem Wasser schwebte, sagte er: „Bramme, segne dich!“ Der Bauer jedoch antwortete: „Nein, das tue ich nicht.“ Der Drache wiederholte darauf seine Aufforderung, doch Bramme weigerte sich wiederum. Da sagte das Untier zum dritten Male: „Bramme, segne dich!“ Der Bauer antwortete: „Ich habe es dir schon zweimal gesagt, daß ich es nicht tue.“ Denn wenn Bramme sich gesegnet hätte, so hätte der Drache ihn fallen lassen, und der Bauer wäre sicherlich in dem Wasser ertrunken. Daher hütete er sich, der Aufforderung nachzukommen. Als der Drache sah, daß Bramme bei seiner Weigerung beharren würde, mußte er ihn wieder dorthin bringen, woher er ihn geholt hatte, ohne ihm ein Leid anzutun.

Bauer und Teufel.

Es lebte vor langer Zeit ein sehr verschuldeter Bauer, der sich eine Scheune bauen wollte, aber kein Geld dazu hatte. Da kam der Teufel zu ihm und erbot sich, die Scheune zu bauen, wenn er ihm

seine Seele verschreiben wolle. Der Bauer ging auf den Vorschlag ein. Sie schlossen einen Vertrag, bestimmten aber, daß die Scheune vor dem ersten Hahnenstreich fertig sein müsse. Noch in derselben Nacht ging der Teufel ans Werk. Er schleppte eine Menge Holz zusammen, zimmerte und mauerte und war so eifrig, daß ihm der Schweiß am Körper herunterlief. Je weiter jedoch der Bauer den Bau fortschreiten sah, desto mehr bereute er den Vertrag, wenn er bedachte, unter welcher schwereren Bedingung er ihn abgeschlossen hatte. Eben mauerte der Teufel die letzte Wand, da kam der Bauer auf einen schlaun Einfall, um sich aus seiner unglücklichen Lage zu befreien. Er schlug in die Hände und fing an, wie ein Hahn zu krähen. Der Teufel jedoch lachte ihn aus, weil er geglaubt habe, klüger zu sein als er, und sagte: „Nun merke ich an deinem Krähen, daß du mich betrügen willst; du hast dich aber selbst betrogen, wenn du glaubst, daß es dir gelingt.“ Aber eins hatte der Teufel nicht bedacht. Wenn nämlich ein Hahn kräht, fangen die anderen auch an. Der Bauer wußte dies sehr wohl und hörte nicht auf zu krähen, bis endlich die Hähne auf seinem Hofe wach wurden und sämtlich anfangen zu krähen. Da merkte der Teufel, daß er um seinen Lohn betrogen war, und geriet in solchen Zorn, daß er die letzte Wand wieder umstieß. Diese Wand aber wollte in Zukunft nicht fest stehen und fiel stets wieder ein, so oft sie auch von neuem aufgerichtet wurde.

Sünengrab.

Auf dem Schürhügel in Pye liegt ein gewaltiger Stein, der durch Untergrabungen zum Teil tief in die Erde gesunken ist. Unter ihm ist ein mächtiger Heidentönig in einem goldenen Sarge begraben.

Kloster Kulle.

Zu Hasste (damals Harste) befand sich vor alters ein Nonnenkloster, das der allerseligsten Jungfrau gewidmet war. Durch eine Feuersbrunst wurde es jedoch gänzlich zerstört und sollte an derselben Stelle, wo es gestanden, wieder aufgebaut werden. Eines Morgens fand man aber, daß das ganze Bauholz weiter ins Nettetal gerollt war. Man holte es wieder, aber der Vorgang wiederholte sich mehrere Male. Da glaubte man, daß es ein Fingerzeig Gottes sei, dem die Stelle in Hasste nicht angenehm wäre. Daher baute man jetzt das Kloster an dem Orte, wo man die fortgerollten Balken gefunden hatte

und nannte nach dem Rollen die Stelle Kulle. Am Feste Mariä Geburt des Jahres 1247, unter dem Probste Konrad und der Äbtissin Mechtilde, wurde das Kloster verlegt.

Eine andere Sage erzählt, daß diese Verlegung nicht durch eine Feuersbrunst herbeigeführt wurde, sondern auf Anraten des Schutzherrn, der in einen Krieg verwickelt wurde und daher den Klosterfrauen geraten habe, zu ihrer größeren Sicherheit das Kloster auf den Haster Berg zu verlegen. Von hier sei dann das Bauholz, wie oben geschildert, nach dem jetzigen Kulle fortgerollt.

Der Marienbrunnen in Kulle.

Mit der Verlegung des Klosters waren jedoch mancherlei Schwierigkeiten verbunden. Denn die Bauern, die auf der Stelle, wo der Bau entstehen sollte, bisher ihr Vieh weiden lassen durften, wollten ihr Recht nicht aufgeben, sondern nahmen es auch nach dem Beginne des Baues in Anspruch. So entstanden Mißhelligkeiten, doch Gott kam durch ein Wunder zu Hilfe. Einst hatte nämlich der Hirt des Kolonen Wulf in Lechtingen, ein taubstummer Mann, die Herde seines Herrn wieder auf den Klosterplatz getrieben. Da sah er auf der Wiese einen schönen, roten Stod stehen, auf dem mit goldenen Buchstaben das Wort „Marien-Brunn“ geschrieben stand. Er zog den Stod aus der Erde, und siehe, zu seinen Füßen entsprang eine Quelle. Zugleich erhielt der Hirt aber Sprache und Gehör wieder. Als dies Wunder bekannt wurde, ließen die Bauern von ihrem Widerstande ab; das Kloster aber bekam den Namen Marienbrunn. Die Quelle liegt noch jetzt in dem Garten des Pfarrhauses, das den letzten Rest des ehemaligen Klostergebäudes bildet. Ihrem Wasser wird eine wunderbare Heilkraft zugeschrieben; es soll schon manchem Leidenden Rettung gebracht haben.

Das Hostienwunder.

Über ein drittes wunderbares Ereignis, das sich in der Geschichte des Klosters Kulle zugetragen hat, berichtet eine Urkunde vom Jahre 1538, die früher in der Klosterkirche am Hochaltar gehangen haben soll. Ihr Inhalt ist kurz folgender.

Im Jahre 1347 stellten die Nonnen eine elfenbeinerne Büchse mit Hostien auf den Altar und machten den Gläubigen bekannt, daß sie eine Monstranz anzuschaffen wünschten, aber dazu nicht die nötigen

Mittel hätten. Bald häuften sich nun Gold- und Silbergaben um die Büchse; ein jeder wollte sein Scherflein beitragen. Doch da kamen eines Nachts Diebe und stahlen alles, was auf dem Altare lag. Die Büchse mit den Hostien warfen sie auf einer Wiese fort. Einige Zeit später sahen nun Kirchleute an dieser Stelle drei schöne Kerzen brennen. Sie setzten die Nonnen davon in Kenntnis, und als diese sich ahnungsvoll nach der Stelle begaben, sahen sie zwischen den Kerzen die gestohlene Büchse oben auf drei Grashalmen stehen. Aber niemand wagte, sie anzutasten, und man schickte zum Domkapitel nach Osnabrück um Rat und Hilfe. Bald erschien die Geistlichkeit und begab sich



H. Brasmann phot.

Die Kirche in Nulle.

in feierlicher Prozession mit den Klosterfrauen und zahlreichem Volke an jene Stelle. Aber als man die Büchse aufhob und öffnete, da hatten sich die fünf Hostien in wirkliches Fleisch verwandelt, das von Blut umgeben war. Die Büchse wurde wieder ins Kloster gebracht, aber die Geistlichen waren in großer Verlegenheit und Ratlosigkeit, denn niemand wußte, was mit dem Fleisch zu tun sei. Endlich überredeten sie einen aus ihrer Mitte, es zu verzehren, doch dieser starb am dritten Tage darauf.

Das Blut aber blieb im Kloster und wurde zum Gegenstand allgemeiner Verehrung. Von weit her kamen die Wallfahrer in großen Scharen, und oft konnte die Kirche die Andächtigen kaum fassen. Da

kamen jedoch verworfene Menschen, die dem Kloster den Ruhm nicht gönnten. Sie wischten den Inhalt der Büchse aus und suchten durch Abschaben jede Spur des Blutes zu vertilgen. Aber ihr ruchloses Beginnen hatte keinen Erfolg. Sie schabten, bis die Büchse ganz dünn und durchsichtig wurde, das Blut ließ sich jedoch nicht entfernen und blieb auch fernerhin das Ziel vieler Wallfahrten.

Das Hostienwunder ist auf einem Bilde dargestellt, das noch jetzt in einer Nische der Kirche hängt. An der Stelle, wo die gestohlene Büchse wiedergefunden wurde, ist später eine Kapelle gebaut. Diese wurde im Jahre 1819 wieder abgebrochen und an ihrer Stelle eine Schule errichtet. Im Jahre 1803 wurde auch Kloster Rulle von der durch den Reichsdeputations-Hauptschluß bestimmten Säkularisation getroffen. Alljährlich, am 1. Mai und um Pfingsten, gehen jedoch noch zahlreiche Wallfahrten nach der ehemaligen Klosterkirche, unter ihnen ist die von Meppen kommende wohl die bekannteste. Doch gilt jetzt die Verehrung mehr der schmerzhaften Mutter Gottes, deren Bild auf dem Altare der Vorkirche aufgestellt ist.

Gespens in Rulle.

In Rulle geht auf Goldklamps Hofe ein Gespens um, das keinen Kopf hat. Wenn das Wetter sich ändert, hört man es im Holze heulen; daher nennt man es den Jolenjäger. Oft haben die Leute von Haste, Ider, Rulle es gesehen, wenn sie des Morgens noch im Dunkeln zur Frühmesse gingen.

Der Kolk in Ider.

Eine reiche Frau reiste einst in einem mit vier Pferden bespannten Wagen über Land. Da kam das Gefährt auf weichen, morastigen Boden, so daß die Pferde steden blieben und nicht weiter konnten. Ärgerlich über die Versäumnis rief die Frau dem Kutscher zu: So fahre doch zu in des Teufels Namen. Nein, antwortete der Kutscher, ich fahre in Gottes Namen. Bei diesen Worten zogen die Pferde an und brachten den Wagen weiter. Plötzlich aber brach die Deichsel, die Stränge zerrissen, und der Wagen versank in die Erde. Der Kutscher konnte sich mit den Pferden retten. Das war die Strafe für die gottlose Rede der Frau; wo sie versank, entstand ein tiefer Kolk mit dunkelm Wasser.

Das Meerweib in Jder.

Auf dem Kolke in Jder war eine merkwürdige Insel, die auf dem Wasser umherschwamm und mit Gras und Bäumen bewachsen war. In dem Wasser lebten Meerweiber, die auf der Insel und am Ufer ihr Spiel trieben. Als eines Tages die Bewohner des nahen Hanfeldschen Hofes auf einer Wiese bei dem Kolke beschäftigt waren, sahen sie eins von den Jungen der Meerweiber, das am ganzen Körper wie ein Hund mit rauhen Haaren bedeckt war. Sie nahmen es mit nach Hause und legten es unter die Bank am Herde, wo es den ganzen Tag ruhig dalag. Als es aber Nacht geworden war, kam die Mutter des fremden Geschöpfes und nährte es. So geschah es von der Zeit an jede Nacht. Unterdessen wuchs das Kind heran. Da beschloßen die Bauersleute, es zu scheren, damit es Kleider anziehen könne. Sie führten ihren Entschluß auch aus, schoren das behaarte Wesen an dem Tage aber vorläufig nur zur Hälfte. Als nun in der folgenden Nacht die Mutter wiederkam und sah, was mit ihrem Kinde geschehen war, nahm sie es wieder mit sich und sagte:

„So wie ihr habt mein Kind geschoren,
Ist euer Glüd und euer Hof verloren.“

Ihr Wort erfüllte sich; bis ins siebente Glied haben Hanfelds viel Unglüd gehabt.

Eine ähnliche Sage wird von einem Meerweibe im Darnssee bei Bramsche erzählt. Ihr hatte der Bauer Hadmann das Kind genommen und geschoren, und auch auf seinem Hofe lehrte Unglüd ein.

Der Kolk in Jder ist nicht mehr vorhanden; er wurde im Jahre 1864 zugeschüttet. Entstanden war er im Jahre 1411. Etwa 150 Meter von der Stelle, wo er gestanden hat, ist am 22. April 1782 ein neuer entstanden, der vor etwa 10 bis 15 Jahren teilweise zugeschüttet wurde.

Das Hemd des Geistes.

Im Wirtshaus sitzen lustige Gesellen beisammen, trinken und spielen Karten. Da fängt der Michel an, mancherlei Hexen- und Teufelsgeschichten zu erzählen, die anderen hören ihm aufmerksam zu. Als er eine Pause macht, sagt der lange Jobst: „Nun mag doch wohl keiner mehr über den Kirchhof gehen.“ „O,“ ruft die Liese, die Magd des Wirtshauses, die den Gesellen den Trunk eingießt und den Erzählungen gelauscht hat, „das wollte ich wohl tun; was gilt die Wette?“ Da wettet der Jobst vier Gute Groschen, und Liese soll zum Zeichen, daß sie wirklich auf

dem Kirchhof war, einen Rosenkranz von einem Grabe mitbringen. Sie willigt ein und geht fort.

Bald hat sie einen Rosenkranz auf einem Grabe gefunden und will wieder fortheilen, da sieht sie auf einem Grabe einen Geist sitzen, mit einem weißen Hemde bekleidet. Halt, denkt sie, das Hemd könnte ich noch gebrauchen; und im Vorbeilaufen nimmt sie es dem Geiste fort. Zu Hause aber sagt sie nichts von all dem, was sie gesehen und getan hat, sondern nimmt ihre gewonnenen vier Guten Groschen in Empfang und wartet, bis die Gefellen sich entfernt haben. Da besieht sie, was sie erbeutet hat, und legt sich zu Bett.

Um Mitternacht aber klopft der Geist an ihr Fenster und ruft mit tiefer Grabesstimme: „Liese, mein Hemd!“ Dreimal wiederholt sich dies, aber Liese zieht die Bettdecke über den Kopf und sagt nichts. In der folgenden Nacht aber kommt der Geist wieder und fordert wiederum dreimal sein Hemd, aber Liese sagt auch jetzt nichts. Als nun aber der Geist auch in der dritten Nacht kommt, ruft er: „Liese, ist mir morgen nacht um zwölf Uhr das Hemd nicht so umgehängt wie vorgestern, so mußt du mit ins Grab!“ Jetzt hat Liese keine Ruhe mehr; sie sagt alles dem Pfarrer, und der ruft die Gemeinde zusammen.

In der Nacht um 11 Uhr geht ein großer Zug mit Fadeln und Lichtern, voran singende Chorknaben, nach dem Kirchhofe, Liese im Bußgewand mit dem Geisterhemd an der Spitze. Sie kommen an und sehen den Geist. Die Chorknaben brechen den Gesang ab; Liese weint und geht auf den Geist zu. Sie hängt ihm das Hemd um, aber es will ihr nicht ordentlich gelingen. Die Zeit vergeht, Liese weint und jammert — da schlägt die Glode Mitternacht, Liese schreit auf — plötzlich springt der Geist auf sie zu, packt sie — und beide sinken ins Grab. —

Gespenster in Hörne.

Auf dem Rathause in Hörne kamen vor langer Zeit stets die Knechte, die den Badofen heizen mußten, bei dieser Arbeit ums Leben, indem sie das Genid brachen. Die Leute erzählten, ein Gespenst habe sie getödet. Dies hörte der Bauer, ein starker Mann, der sich vor nichts fürchtete. Er wollte der Sache auf den Grund gehen und einmal selbst den Ofen heizen. Als wieder gebaden werden sollte, ging er, mit einem großen Knüttel bewaffnet, ins Badhaus und wartete, bis das Gespenst kam. Drei Stunden lang hat er sich dann mit ihm geschlagen, nach Mitternacht bezwang es ihn aber und brach auch ihm das Genid. Seit dieser Zeit hat man jedoch nie wieder von einem Gespenst in dem Badhause gehört.

In Peifstrups Hause zu Hörne war ein Gespenst, das jeden Morgen, wenn die Leute nicht um vier Uhr aufgestanden waren, vier bis sechs Stiege Garben vom Boden herunterwarf, damit sie mehr Arbeit hatten. Wenn die Hausfrau um zehn Uhr abends das Feuer auf dem Herde noch nicht ausgelöscht hatte, dann trug es das Gespenst auf der ganzen Diele umher.

Wölenjäger.

Durch Hörne zieht bei Nacht der Wölenjäger, und die Bauern hören oft die Hunde bellen, als wenn eine Bradenjagd vorüberzöge.

Der Eichbaum zu Strohen.

Auf einer Wiese des Hofbesizers Meyer zu Strohen in der Bauerschaft Hellern stand lange Zeit ein alter Eichbaum, bei dem es nicht recht geheuer war. Die Bauern ließen alle Blätter und alles Holz, das von dem Baume herunterfiel, liegen und jeder hütete sich, von der Eiche etwas abzuhauen. Aber einmal wagte es doch der älteste Sohn des Hofes, der sich vor nichts fürchtete, von dem Baume Holz abzuschlagen, das er des Abends auf das Herdfeuer legte. Am anderen Morgen aber lag in der Asche des verbrannten Holzes ein großer, schwarzer Hund. Er wich nicht von der Stelle, bis die Leute die ganze Asche zusammengesucht und unter den Eichbaum gebracht hatten. Von dieser Zeit an hat niemand wieder von dem Baume etwas abgehakt, ja man wagte nicht einmal, das Gras unter ihm abzumähen, aus Furcht, daß der Hund wieder kommen könnte.

Es wird erzählt, daß einmal ein Zwillingsspaar gewesen sei, das darüber in Streit geriet, wer nach des Vaters Tode den Hof erben solle. Von Worten kam es zu Taten, und sie erschlugen einander unter jener Eiche. Dafür wurden sie in den Baum verwiesen und trieben in ihm ihren Spuk.

Ein Eichbaum, von dem man auch nichts anrühren durfte, da sonst ein großer Hund mit tellerartigen grünen Augen kam, stand auch an dem Wege von Lengerich nach Lienen.

Die Herren von Sutthausen und Honeburg.

Zur Zeit des Siebenjährigen Krieges waren die Besitzer von Sutthausen und Honeburg Bürgermeister von Osnabrück. Als aber die Stadt von Feinden beschossen wurde, flohen sie feige auf ihre Güter, und daher entstanden die Spottverse:

Lat suhsen, lat brusen,
Id gaoh na'r Honeburg,
Du nah Sutthusen.

Spinnen am Sonnabend.

An einigen Orten darf man am Abend vor Sonn- und Festtagen nicht spinnen. Bei Hasbergen haben die Mägde einst an einem Sonnabend noch lange nach Sonnenuntergang beisammen gesessen und gesponnen. Da tat sich plötzlich das Fenster auf, ein ungeheurer nackter Arm zeigte sich, und eine fürchterliche Stimme rief: „Wer am Sams/abend spint, muß den nackten Arm bekleiden.“

Dieselbe Sage wird auch aus der Gegend von Leeden berichtet.

Das Gespenst am Hüggel.

Am Hüggel ging einst ein Gespenst um, das bald wie ein Wolf, bald wie ein Schaf ausah. Es ging ganz still und ruhig seinen Weg; wenn man es aber reizte, dann wurde es sehr böse. Eines Abends beim Dunkelwerden kam es nun über Everstotten Hof in Hasbergen und konnte nicht über den Zaun. Als dies der Bauer sah, beruhigte er die bellenden Hunde, hob es hinüber und sagte: „Nun geh in Gottes Namen!“ Da antwortete das Gespenst: „Du auch.“ Darauf kam es an Rollmanns Hof. Die Hunde fingen laut an zu bellen, hatten aber doch Furcht. Durch den Lärm wurde der Bauer herbeigerufen, und als er sah, was vor sich ging, hezte er mit aller Gewalt die Hunde und lief selbst mit gegen das Gespenst. Plötzlich wird dieses über und über glühend, und Rollmann sieht nichts als eine feurige Wand. Entsetzt läuft er fort, das Gespenst hinter ihm her. Eben hat er die Tür des Hauses zugeschlagen, da steht das Ungetüm auch schon davor und hätte ihn auf ein Haar gepackt. Rollmann aber hat drei Tage nicht zur Besinnung kommen können, so groß war sein Schrecken gewesen.

Am meisten wurde das Gespenst auf Lürmanns Hofe gesehen und hieß daher „Lürmanns Dink“. Einige Leute sagen, es wäre einer von Lürmanns Söhnen gewesen, der sich im Schafstalle erhängt hätte. Daher hätte er jeden Abend in Wolfs- oder Schafsgestalt die Stätte besuchen müssen, wo er sich das Leid angetan. Zwei von Lürmanns Feuerleuten, die nach Holland auf Arbeit waren, wollen das Gespenst auch dort gesehen haben.

Der Schmied im Hüggel.

Im Hüggel, der in alter Zeit reiche Mengen von Gold und Silber geborgen haben soll, lebte einst ein seltsamer Schmied, der dorthin verzaubert war. Er war in seinem Leben ein braver, fleißiger Mann gewesen, hatte in Osnabrück gewohnt und war bekannt wegen seiner Wohltätigkeit. Eines Sonntags aber wurde seine Frau auf dem Kirchwege vom Blitz erschlagen, und das hatte den Schmied in Verzweiflung gebracht. Er murrte gegen Gott und verwünschte sich selbst. Da kam ein alter, ehrwürdiger Mann zu ihm, mit langem, weißem Bart, der ihn aufforderte, mit ihm zu gehen. Er führte ihn in die Höhle des Hügels, dort solle er über die Berggeister herrschen und selbst arbeiten und schaffen, bis der Hüggel keine Ausbeute mehr liefere. Der Schmied ließ nun die Gold- und Silberschätze unbeachtet und grub nach Eisenerz. Auch erwachte wieder sein wohltätiger Sinn, und er fertigte für die Bewohner der Gegend soviel Haus- und Ackergeräte an, wie sie nur haben wollten, ebenfalls beschlug er ihre Pferde. Diese brauchte man nur an einem bestimmten Pfahl anzubinden und auf einige Zeit zu verlassen. Wenn man dann wiederkam, stand das Pferd beschlagen da; den Lohn mußte man auf einen Stein legen. Der Schmied ließ sich jedoch niemals sehen und wollte in seiner Höhle ganz ungestört sein.

Einmal ließ sich aber ein Bursche von Habsucht verleiten und drang in die Höhle des Schmieds ein. Er fand ihn in einem wunderbar erleuchteten Saale, mitten unter seinen Berggeistern und Dienern sitzend; Tische und Stühle waren aus gediegenem Gold und Silber. Der Eindringling wurde aufgefordert sich zu setzen, obwohl er vor Furcht zitterte und bebte. Doch der Schmied beruhigte ihn und sagte, er werde wohlbehalten wieder ans Tageslicht kommen, aber vorher solle er noch einige gute Lehren hören. Und dann sagte der König des Bergvolkes: „Durch deine Ausschweifungen und die Vernachlässigung deiner Arbeit ist es zum Verfall deines Besitzes gekommen, und nun suchst du nach verbotenen Schätzen. Andere deinen Sinn, laß ab von deinem

Sochmut. Anstatt große Schätze ohne Mühe auf einmal erlangen zu wollen, wähle deine Ader und Gärten um, arbeite mit Pflug und Spaten, und du wirst dir Gold- und Silberminen schaffen.“ Als der Schmied dies gesagt hatte, gab er dem Burschen eine goldene Pflugschar, damit er sie zum Beadern des Bodens gebrauche. Der Bursche aber sah nur auf das Gold, aus dem sie angefertigt war, und als er wieder draußen war, betastete er sie mit der Hand, um zu fühlen, ob sie auch wirklich von so edlem Metalle sei. Aber kaum hatte er sie berührt, da war seine ganze Hand verbrannt. Denn die Pflugschar war zu glühendem Eisen geworden. Als der Bursche die Umwandlung des Metalles sah, verfluchte er das nützliche Gerät und den Schmied. Da fuhr die Pflugschar in den Erdboden, beim Versinken aber glänzte sie wieder wie gediegenes Gold.

Die Sgönaunken im Hüggl.

Im Hüggl haben vor langer Zeit Zwerge gehaust, die man Sgönaunken oder Sgömunken nannte; auch die Namen Sgönhaunken, Hünnerskes und wilde Gesellen wurden ihnen beigelegt. Sie hielten sich in den Höhlen des Berges auf, in den sogenannten Wünnerkesgättern, Wülleskeslödern oder Wulwelterslödern, und man sagt, daß diese sich bis nach Dsnabrüd erstrecken, wo sie am Gertrudenberg wieder ans Tageslicht führen, andere glauben auch, sie gingen bis nach Ledlenburg.

Die Sgönaunken schmiedeten den Bewohnern der Umgegend mancherlei Geräte, namentlich Pflugeisen und Brandroste, die man dort auf dem Herde als Unterlage des Holzes gebrauchte. Noch heute sind viele von diesen Rosten vorhanden; von den Sgönaunken sollen besonders diejenigen angefertigt sein, die eine Handhabe von der Form eines stehenden Hundes haben und daher auch Feuerhunde heißen. Sie sind gewöhnlich dreifüßig. Die Sgönaunken haben sich jedoch niemals gezeigt. Daher mußte man die Bestellungen der Geräte auf einen Zettel schreiben und diesen auf einen vor der Höhle stehenden Tisch legen. Wenn man dann am anderen Tage wiederkam, lag das bestellte Gerät fertig da und daneben ein Zettel mit der Angabe des Preises, den man auf dem Tische entrichten mußte. Von manchen wird behauptet, daß man nur an bestimmten Tagen, besonders am Donnerstag und Samstag, zu der Höhle gehen durfte.

Auch der Besitzer eines den Höhlen nahegelegenen Hofes, der Hüggelmeier, hatte einst bei den Sgönaunken ein Pflugeisen bestellt. Als er es am anderen Tage fertig vorfand und daneben den Zettel mit der Angabe des Preises sah, trieb ihn der Übermut, und er legte Rot statt des Geldes auf den Tisch. Dann machte er sich eilig auf seinem schnellen Pferde aus dem Staube, aber es raste etwas hinter ihm her in Gestalt eines glühenden Rades oder, wie andere sagen, in der Gestalt eines glühenden Pflugeisens und rief andauernd, er solle „wiederriefen“. Der Hüggelmeier aber folgte nicht dem Rufe, sondern rannte weiter und gelangte glücklich auf seinen Hof. Mit gewaltigem Sahe sprang das Pferd über die Untertür auf die Diele; das glühende Eisen fuhr in den Türpfosten, in dem die versengte Stelle noch lange nachher sichtbar war. Der Bauer war gerettet, aber vor der Tür rief eine Stimme, das solle noch der neunte Hüggelmeier entgelten. Und so kam es, denn der Bauer und seine Nachfolger hatten viel Unglück in der Wirtschaft. Jetzt sind sie auf dem Hüggelhof aber schon längst über das neunte Glied hinaus, und ihre Besitzung gehört zu den besten des Landes.

Die Sgönaunken haben auch oft den Leuten der Umgegend die Kinder fortgenommen und die ihrigen an Stelle der geraubten in die Wiege gelegt. Wenn man aber diese eingetauschten Kinder zum Sprechen bringen konnte, dann muhten die Zwerge sie wieder holen. So hatten sie einst wieder das Kind einer Frau gegen eins der ihrigen eingetauscht. Jene merkte dies aber bald, wußte jedoch nicht, wie sie das fremde Wesen zum Sprechen bringen sollte. Da riet ihr jemand, sie solle Eierschalen aufs Feuer setzen und in ihnen brauen. Diesen Rat befolgte die Frau; aber kaum hatte das Kind dies gesehen, da kam ihm plötzlich die Sprache, und es rief: „Siebenmal habe ich den Bremer Wald abbrennen sehen, aber solch ein Brauen sah ich noch nie!“ Gleich nach diesen Worten war es jedoch verschwunden, und das rechte Kind der Frau lag wieder in der Wiege.

Ein Herr von Stahl, Besitzer des Gutes Sutthausen, unternahm es einst, in die Höhlen der Sgönaunken einzubringen. Am Eingange der Wüllefeslöder befestigte er einen Faden und ging dann, die Schnur immer weiter abrollend, durch die langen Gänge, bis der Faden abriß. Da irrte er umher, ohne einen Ausweg zu finden, und gelangte endlich an einen Raum, in dem Stühle, Bänke und Tische rings an den Wänden standen; oben an der Dede hing an einem dünnen Faden ein gewaltiger

Eisenstein. In der Mitte der Höhle aber saß eine alte Frau und spann, zu ihren Füßen schliefen zwei große Hunde. Die Alte trat auf den Eindringling zu und mahnte ihn, leise aufzutreten, damit er die Hunde nicht wecke, sie würden ihn sonst zerreißen. Dann führte sie ihn wieder aus dem Berge heraus. Aus Dankbarkeit für seine glückliche Errettung schenkte Herr von Stahl der Kirche zu Hagen zwei Wiesen, und aus diesem Grunde wurde bestimmt, daß jeden Sonntag in der Kirche für ihn gebetet werden sollte.

Eine andere Sage erzählt, daß ein Jäger des Herrn von Stahl sich bei der Verfolgung eines Fuchses in den Höhlen verirrt habe und dann von der alten Frau wieder ans Tageslicht geführt sei. Er wäre auch bei dem Umherirren in einen Höhlentraum gekommen, in dem ein Mann mit eisgrauen Haaren an einem Tische saß und schlief, zu seinen Füßen habe ein gewaltiger Hund gelegen.

Im Besitze der Familie von Stahl soll sich auch eine schöne silberne Ranne befinden, die von den Sgönaunten geschmiedet sei und die Jahreszahl 1500 trage.

Oft kamen die Sgönaunten auch des Nachts in die Bauernhäuser und kneteten den Brotteig, den man des Abends eingesäuert hatte. Aber noch niemand hatte sie bei dieser Arbeit gesehen, da versteckte sich eines Abends der Knecht eines Hofes, auf den die Zwerge regelmäßig kamen, hinter einer Wanne. Bald sah er auch zwei von den Sgönaunten ins Haus kommen und fleißig anfangen zu kneten. Mitten in ihrer Arbeit machte er jedoch eine Bewegung, und sogleich rief einer der Zwerge: „Et wegget sid!“ Der andere aber antwortete: „Kett man to! kett man to“ (knet nur zu)! Als der Knecht dies hörte, sprang er mit einem Knüttel aus seinem Versteck hervor und verjagte die Sgönaunten. Seitdem sind sie nie wiedergekommen.

Die Burg zu Holte und der Demantfisch.

Der Graf von Holte war ein gefürchteter Wegelagerer, der auch öfters Einfälle in das Stift Osnabrück machte. Da verband sich der Bischof Philipp von Osnabrück mit dem Grafen Otto von Ravensburg, um dem Raubritter das Handwerk zu legen. Sie belagerten die Holter Burg, aber diese trogte allen Angriffen; sie stand sicher auf hoher Bergesspitze, auf steil abfallendem Felsen.

Sieben Jahre hatte die Belagerung schon gedauert, und die Verbündeten ließen schon alle Hoffnung fahren, die Burg einzunehmen. Da kam eines Tages eine Frau ins Lager und bot Butter zum Verkauf an. Sie forderte aber einen so hohen Preis, daß man sie ihr nicht abkaufte. Da sagte die Frau, sie wolle ihre Ware schon los werden, und ging nach der Burg zu. Dies fiel den Belagerern auf, man folgte ihr heimlich und sah sie durch eine geheime Tür in einem Felsengang verschwinden, der zur Burg hinan führte. Eiligst rotteten sich nun die Tapfersten des Heeres zusammen und stiegen durch den verborgenen Gang zur Burg hinauf. Ehe sich der Graf versah, war er von Feinden



H. Brasmann phot.

Die Ruinen der Burg zu Holte.

umgeben. Er setzte sich zwar zur Wehr, aber bald mußte er seinen Widerstand doch aufgeben.

Als er einsah, daß seine Sache verloren war, ergab er sich. Aber zuvor raffte er alle seine Schätze zusammen und warf sie in den tiefen Schloßbrunnen, damit sie den Feinden nicht in die Hände fielen. Darunter befand sich auch ein überaus kostbarer Tisch, dessen Platte aus einem einzigen Demant bestand. Mit den Worten: „Dies für den Teufel!“ warf der Graf alle Schätze in den Brunnen. Die Burg wurde zerstört und der Brunnen verschüttet.

Jahre schwanden dahin. Die Stelle, wo früher die Burg gestanden, lag jetzt öde und verlassen; aber die Sage von den verborgenen Schätzen

pflanzte sich von Geschlecht zu Geschlecht fort, und mancher Versuch wurde gemacht, sie zu heben. Doch vergebens, der Teufel hütete vorsichtig das ihm geweihte Gut. Da entdeckte eine weise Frau die Formel, mit der man den Bösen bannen und die Schätze heben konnte. Sie gewann mehrere Männer für ihren Plan und versprach ihnen einen großen Anteil an dem zu hebenden Schätze. Mancherlei Vorbereitungen wurden getroffen, und endlich sollte das Hauptwerk ausgeführt werden. In einer dunkeln Nacht begeben sie sich auf den Burgplatz, den Männern wird auf das strengste befohlen, während der ganzen Zeit kein Wort zu sagen, sonst wird das Unternehmen mißlingen. Jetzt kommen sie bei dem Brunnen an; an langen Seilen werden eiserne Hasen hinabgelassen, die sich bald in einem Kasten festklammern. Langsam und vorsichtig ziehen die Männer an; höher und höher hebt sich der Schatz. Zitternd und bebend vor Spannung und Aufregung steht jeder mit geschlossenem Munde da; kein Laut läßt sich vernehmen. Schon berührt der Kasten die Brustwehr des Brunnens, schon strecken sich die Hände aus, um ihn zu fassen — da springt plötzlich der Deckel des Kastens auf; ein strahlender Glanz blendet die Augen der Umstehenden, es ist die Demantplatte des Tisches — doch außer sich vor Staunen ruft einer der Männer: „Jesus, Maria!“ Und in demselben Augenblick stürzt der Schatz mit Donneregepolter in die Tiefe zurück. Die weise Frau liegt erschlagen am Boden, und mit ihr ist die geheimnisvolle Formel für immer verloren.

Eine andere Sage erzählt, daß auf der Holter Burg Räuber gewohnt haben, die ringsum die ganze Gegend durch ihre Überfälle und Plündereien unsicher machten. Ihre Verfolger wußten sie dadurch zu täuschen, daß sie ihren Pferden die Hufeisen verkehrt unterlegten. Im Dreißigjährigen Kriege gelang es jedoch endlich, ihre Burg zu zerstören und dem Erdboden gleich zu machen. An einer Stelle der Ruine gibt es einen dumpfen, hohlen Ton, wenn man darüber hinweggeht; dort soll noch der Brunnen der Burg vorhanden sein.

Die drei Kreuze.

Wo sich von der Straße, die von Bissendorf nach Gesmold führt, der Weg nach Remden abzweigt, stehen drei alte, verwitterte Kreuze, Erinnerungszeichen eines blutigen Ereignisses. Dort haben vor langer

Zeit drei Juden gemeinschaftlich einen Raub ausgeführt. Nach der Untat gerieten sie jedoch in Streit über die Beute. Während nun der dritte Speise und Trank herbeiholte, beschloßen die beiden Zurückgebliebenen, ihn zu ermorden. Sie führten den schrecklichen Entschluß auch aus, aber dem Frevel folgte die Strafe auf dem Fuße. Denn ihr Gefährte hatte in derselben bösen Absicht die Speisen unterwegs vergiftet, so daß die Mörder in ihnen ihren Tod fanden.

Eine andere Sage gibt als Grund für die Errichtung der Kreuze folgende schreckliche Begebenheit an.

Drei Brüder sollten sich nach dem Tode ihres Vaters in die Erbschaft teilen. Zwei von ihnen waren jedoch von Habsucht erfüllt und trachteten nach dem Gute des Bruders. Um es zu erlangen, faßten sie einen entsetzlichen Plan. Sie lockten den Ahnungslosen am Abend in den Wald, fielen über ihn her und erschlugen ihn. Doch jezt kam dem einen der unnatürlichen Brüder der Gedanke, daß er auch ebensogut der alleinige Besitzer des Vermögens sein könne. Zur Verwirklichung des Gedankens war es nur ein Schritt. Meuchlings streckte er den Bruder mit einigen wuchtigen Hieben nieder, und zwei Leichen bedeckten den grauensvollen Ort. Da packte den Unhold die Reue, er sah ein, daß ihn der Besitz nie befriedigen würde, und verzweifelnnd gab er sich selbst den Tod.

Der Pastor zu Achelriede.

In Achelriede war einst ein Pastor, der ganz arm dorthin gekommen war. Doch es dauerte nicht lange, da war er sehr reich, und das hatte folgenden Grund. Jeden Donnerstag abend, aber auch nur an diesem Tage durfte es geschehen, stellte er einen Topf auf den Herd. Am anderen Morgen war dieser dann ganz mit Gold gefüllt. Ein feuriger Drache war durch den Schornstein gekommen und hatte das Gold aus seinem Schnabel gespien. Einst wollte der Pastor nun sehen, wie der Drache dies mache, und blickte durch die Stubentür. Als der Drache dies merkte, spie er ihm zwei glühende Kugeln in die Brust, und am folgenden Morgen fand man den Pastor tot in der Stube liegen.

Hexentanz.

Auf einem Felde bei Schleddehausen tanzen die Hexen. Die Anführerin des Reigens reitet auf einem Ziegenbock, die anderen sitzen auf Besenstielen. Viele Leute wollen sie des Nachts gesehen haben.

Spukgeist ohne Kopf.

In einem Gehölze bei Schleddehausen ging einst ein Mann spuken, der seinen Kopf unter dem Arme trug. Er verhielt sich ganz ruhig, wenn man ihm nichts zuleide that. Wenn man ihn aber ärgerte, dann rasselte er mit seiner Kette, die er bei sich trug, und schrie. Einst kam nun ein Mann des Weges, der das Gespenst fragte, was ihm fehle; statt Antwort erhielt er jedoch den Wink, daß er fortgehen solle. Da fragte er noch einmal, bekam aber denselben Bescheid. Als er nun zum dritten Male fragte, da fing das Gespenst mächtig an zu schreien und rief: „Ich bin hierher verbannt!“ Jetzt lief der Mann eiligst fort, aber es kam etwas wie ein Mühlenrad hinter ihm her. Mit knapper Not erreichte er das Haus, und als er die Thür schließen wollte, sah er sich noch einmal um und erblickte einen großen, schwarzen Hund.

Wer aber den Spukgeist ohne Kopf gesehen hatte, lebte nicht lange mehr.

Der Schmied zu Astrup.

In Astrup bei Schleddehausen lebte vor langer Zeit ein Schmied, der auf Verdienst und Gewinn so sehr bedacht war, daß er darüber alles andere, auch Gott, vergaß. Es war nun einst am Tage vor Weihnachten, als er einen neuen Wagen beschlug. Aber trotz allen Fleißes und aller Anstrengung konnte er die Arbeit an diesem Tage nicht vollenden. Da dachte er: Es stehen mehrere Feiertage vor der Thür, an denen du nichts verdienen kannst; da soll wenigstens der Wagen fertig werden. So stand er denn am Morgen des ersten Weihnachtstages schon in aller Frühe, als die anderen Leute noch schliefen, mit seinen Gefellen am Amboß, und als die Nachbarn zur Frühkirche eilten, hörten sie in der Schmiede den Klang der Hämmer, deren Takt zu sagen schien: drei Größchen der Nagel — drei Größchen der Nagel. Eben kam wieder eine Schar Kirchgänger vorbei und sang ein schönes Weihnachtslied.

Da sagte der Schmied: „Die wollen wir aber einmal ordentlich erschrecken!“ Dabei nahm er eine Handvoll Hammerschlag, legte sie auf den Amboß und hielt eine glühende Eisenstange darauf. Er schwang den Hammer und ließ ihn mit aller Wucht auf den Amboß fallen, damit es heftig knallen sollte. Seinen Zweck erreichte er auch, aber bei dem Knall versank die Schmiede mit dem Meister und den Gesellen in die Erde, wo sie vom Teufel ihren Lohn erhielten. Nur eine Grube zeigte an, wo der gottlose Schmied gewohnt hatte.



Osnabrücker Bauernhaus.



Schloß Iburg.

Die Sagen aus dem Kreise Iburg.

Bergmännchen in Iburg.

In Iburg sind früher viele Bergmännchen gewesen. Besonders haben sie sich bei einem Bauern aufgehalten, dem sie viel Gutes erwiesen. Sie fütterten stets seinen Schimmel, so daß er viel prächtiger aussah als die anderen Pferde. Doch kamen sie nur des Nachts, und oft hörte man in stiller Stunde eine Stimme rufen: „Noch 'ne Matte für 'n Witten.“ Auf den Spinnrädern des Bauern fehlte auch wunderbarer Weise niemals der Flachs, und sein Brot war immer besser als das der anderen Leute. Da nun niemand wußte, wie das zugeing, wollte einmal ein Knecht der Sache auf den Grund kommen und legte sich eines Nachts in ein Bersted. Da sah er, wie viele winzige Bergmännchen in zerlumpten Kleidern ins Haus kamen und emsig anfangen zu wirtschaften. Am anderen Morgen erzählte er seinem Herrn, was er gesehen hatte. Dieser wollte sich den Zwergen dankbar zeigen und legte ihnen des Abends ganz neue Kleider hin, die auch am folgenden Morgen verschwunden waren. Aber seitdem sind die Bergmännchen nicht wieder auf den Hof gekommen; die Neugierde des Knechtes hatte sie vertrieben.

Die Zwerge führten in ihren Berghöhlen auch viele Schmiedearbeit für die Leute der Umgegend aus. Man brauchte das Eisen nur an einen bestimmten Ort zu legen, dann lag das gewünschte Gerät am

anderen Tage fertig da. Dafür forderten die Bergmännchen nur einen ganz geringen Lohn, den man an jene Stelle legen mußte. Als aber einst jemand sie verhöhnen wollte und ihnen Rot statt Geld hinlegte, fühlten sie sich beleidigt und führten seitdem keine Arbeit mehr aus.

Isel und Drend.

Jahrhunderte lang war Haus Borgloh im Besitz der Familie v. Schorlemmer. Die beiden letzten Besitzer des Gutes, die Brüder Itilius und Arnond, führten ein wüstes, gottloses Leben. Sie waren der Schrecken der Bevölkerung, schonten bei ihren Jagdzügen nicht das Vieh noch die Saat der Bauern. Selbst den Grund und Boden der Nachbarn suchten sie sich durch Versetzen der Grenzsteine anzueignen. Aber Gottes Strafe blieb nicht aus. Nachdem ein früher Tod ihrem Treiben ein Ende gesetzt, mußten sie fortan, besonders in stürmischen Nächten, ruhelos an den Grenzen ihrer früheren Gründe leuchtend unter der schweren Last der Grenzsteine umhergehen und die Vorübergehenden anrufen mit den Worten: „Wo schall id en lauten?“ (den Grenzstein). Da bislang noch niemand gewagt hat, ihnen zu antworten, und noch keiner die rechte Antwort gewußt hat, so werden sie wohl noch lange für ihre Ungerechtigkeit büßen müssen.

Der ältere, Itilius, im Volksmunde Isel genannt, macht zur Geisterstunde besonders die Gegend am „Kassad“, einem Hohlweg in der Nähe des Meierhofes „zu alten Borgloh“ unheimlich, indem er sich in Gestalt eines Esels dem Wanderer in den Weg stellt.

Hollenberg bei Borgloh.

Südlich von Borgloh liegt der Hollenberg. Er war in alter Zeit eine heidnische Opferstätte. An seiner westlichen Seite befand sich der Altar, auf dem der Göttin Hertha (Frau Holle) geopfert wurde. Die Überreste des Opfers, die Knochen, warf man den steilen Abhang hinunter, und diese Stelle führt daher noch heute den Namen Knuakenburg (Knochenburg).

Der Meerpöhl bei Hagen.

In der Nähe von Hagen stand einst eine Kirche, die aber wegen eines Mordes, der in ihr begangen wurde, versank. An ihrer Stelle entstand ein Teich, Meerpöhl genannt. Früher will man die Spitze des untergegangenen Kirchturmes im Wasser gesehen und die Gloden aus der Tiefe herauf vernommen haben. Jetzt hört man das Geläute nicht mehr, denn der Geist des Ermordeten ist versöhnt, und seine Seele hat Ruhe gefunden.

Medelnbusch bei Hagen.

Ein Bauer in Sudensfeld bei Hagen hatte eine Tochter mit Namen Mechel, die so sehr auf Arbeit bedacht war, daß sie sogar an den hohen Feiertagen das Spinnrad nicht ruhen ließ. Zur Strafe dafür mußte sie nach ihrem Tode als Sputzgeist umgehen und an Sonn- und Festtagen auf dem Hofe spinnen. Um den lästigen Geist los zu werden, rief der Bauer einen Mönch aus Osnabrück, der die Mechel bannen sollte. Nach vielen Beschwörungen gelang es diesem endlich, den Sputzgeist aus dem Hause in den nahen Busch zu vertreiben. In dem Gehölz, das seit jener Zeit Mecheln- oder Medelnbusch hieß, saß nun der Geist jede Nacht und ließ sein Spinnrad schnurren. Viele wollen das Geräusch gehört und die Mechel selbst gesehen haben. Als man in dem Busche später Holz fällte und es zu dem Bauernhofe brachte, hörte man wieder jede Nacht das Schnurren des Geisterrades. Daher war der Bauer genötigt, die Mechel nochmals in das Gebüsch bannen zu lassen. Der Mönch gab ihm dabei den Rat, das Holz des Busches den Armen zu schenken, damit der Geist nicht wieder ins Haus komme. Dies geschah auch, aber später kam die schöne Sitte wieder ab. Jetzt ist der Medelnbusch nicht mehr vorhanden.

Der Wehrwolf.

I

In Wellmanns Kotten zu Nortrup bei Hagen lebte einst ein Bauer, der sich durch die Zauberkraft eines Gürtels in einen Wehrwolf verwandeln konnte. Er trieb sich dann auf den benachbarten Weiden umher und verschlang Röhre und Rinder. Zu Hause gab er seinen Raub wieder von sich und bereitete ein gehadtes Fleischgericht (Hadelbuhnen) daraus. Eines Tages hatte er wieder den Gürtel umgelegt und wollte sich schon auf ein Kind stürzen, da rief ihm seine Frau zu: „Jan,

süh to, wat du döhist; et sind Wellmes (Wellmanns) Röhe!“ Dieser Ausruf wurde in Hagen zum Sprichwort, das man jemandem zurief, der etwas Unrechtes tun wollte.

Der Bauer trieb jedoch endlich seine Räubereien so weit, daß er in Verdacht kam und in Iburg beim Amte angezeigt wurde. Vom Gerichte wurde nun ein Vogt nach Nortrup geschickt, der die Sache untersuchen sollte. Dieser fand den Bauern nicht zu Hause, konnte auch nicht erfahren, wo er sei. Er sah aber in der Wohnstube den Zauberrömen an der Wand hängen. Da er seine Neugierde nicht bezähmen konnte, wollte er seine Zauberkraft einmal versuchen und legte ihn um. Sogleich verwandelte er sich in einen Wehrwolf und rannte davon. Aber o weh! er kannte nicht den Spruch, den der Bauer anwenden mußte, um wieder die menschliche Gestalt anzunehmen. So blieb er denn ein Wehrwolf und ist noch nicht erlöst worden.

II

Einen Zauberrömen von derselben Kraft hatte auch ein Knecht auf einem Bauernhofe. Eines Morgens war er von seinem Herrn mit seinem Wittknechte in die Wiese geschickt, um zu mähen. Als es jedoch sehr heiß wurde, legten sich die beiden in den Schatten eines Baumes schlafen. Nach einiger Zeit erhob sich der eine in dem Glauben, daß der andere noch schlafe, leise von seinem Plage, umgürtete sich mit dem Riemen und verwandelte sich so in einen Wehrwolf. Dann lief er in die nahe Weide und verschlang eins von den Fohlen seines Herrn. Nachdem er darauf seine frühere Gestalt wieder angenommen hatte, legte er sich leise wieder an seinen Platz und fing nun an zu schnarchen. Der andere Knecht aber hatte nur scheinbar geschlafen und den ganzen Vorgang mit halbgeöffneten Augen gesehen. Aus Angst wagte er aber nicht, etwas davon merken zu lassen. Er stellte sich vielmehr so, als ob er schlief, obwohl er kein Auge schließen konnte. Unterdessen war es Zeit zum Mittagessen geworden, und der Knecht hatte großen Hunger. Er weckte daher den schnarchenden Wehrwolf, und beide gingen nach Hause. Als nun alle an dem großen Tische saßen, klagte der Wehrwolf über Leidschmerzen und aß nichts. Der andere Knecht dagegen langte wader zu, denn er hatte seit dem frühen Morgen nichts genossen. Da nannte ihn der Wehrwolf höhnißch einen Vielstraß. Dies brachte den Knecht in Zorn, und in seinem Ärger stieß er die Worte aus: „Wenn ich wie du unser Fohlen im Leibe hätte, dann würde ich auch gesättigt sein.“ Da war der Wehrwolf verraten, er sprang durch die Scheiben des Fensters und entfloh. Man sah ihn nie wieder.

Der gefundene Hut.

In Glane war einst einem Bauern das Gehöft abgebrannt, und weil es zu der Zeit noch keine Brandkassen gab, machte er sich nach damaliger Sitte auf, um Gaben für den Neubau seines Hauses einzusammeln. Als er nun über den sogenannten Lüdberdrest kam, fand er dort einen ganz neuen Hut, den er sogleich aufsetzte. Nach mehreren Tagen gelangte er nach Hannover. Während er hier durch die Straßen schlenderte, nahm ihm plötzlich jemand den gefundenen Hut fort mit den Worten: „Als ich den das letztemal sah, gehörte er mir.“ Der Bauer drehte sich um, aber es war niemand zu sehen, der den Hut genommen hätte. Da merkte er, daß der Hut einem Zauberer gehöre. Denn Zauberer und Hexen müssen alle Dinge, die sie auf ihrer Fahrt verlieren, liegen lassen, und von jeher war der Lüdberdrest als ein Versammlungsort von Hexen bekannt. Von dort sollen sie oft in einer Stunde bis nach Amsterdam gefahren sein.

Die Teufelsteine bei Laer.

Ein Bauer bei Laer, der ziemlich weit von dem eigentlichen Dorfe entfernt wohnte, klagte stets über den langen Kirchweg, der dazu auch noch nicht ordentlich ausgebaut war. In seiner Unzufriedenheit ging er sogar so weit, die Kirche selbst zu verwünschen, zu der er jeden Sonntag den beschwerlichen Weg machen mußte. Einst machte er sich nun an einem Weihnachtsmorgen wieder auf, den verhassten Gang anzutreten, um der Frühmesse beizuwohnen. Das Wetter war stürmisch, und es herrschte heftiges Schneegestöber, dabei war es stockfinster. Der Bauer stieß bei jedem Schritt und Tritt einen verben Fluch aus und führte immerfort den Namen des Teufels im Munde. Da stand plötzlich der Böse neben ihm und fragte, wohin er denn bei so schlechtem Wetter wolle und weshalb er so ärgerlich sei; weshalb er nicht lieber daheim in der warmen Stube bliebe, wenn ihm der Weg so beschwerlich sei. Der Bauer antwortete zunächst gar nicht auf die Anrede, sondern ging murrend weiter, endlich stieß er aber hervor: „Meine Seele würde ich darum geben, wenn ich nicht so weit zur Kirche müßte!“ „Abgemacht,“ sagte der Teufel, „deine Seele gehört mir. Denn ich will dir hier bei deinem Hause eine Kirche bauen, so schnell, wie du es nur forderst.“ „Ist das wirklich dein Ernst?“ fragte erschreckt der Bauer den Bösen. „Freilich,“ entgegnete dieser, „der Handel ist abgeschlossen; bestimme nur die Frist.“ Dem Bauern kam die Sache unheimlich vor; aber als er sah, daß mit dem Teufel nicht zu spaßen war, dachte er, von dem

Handel dadurch wieder loszukommen, daß er eine so kurze Frist bestimmte, in der die Kirche unmöglich fertiggestellt werden konnte. Er sagte also: „Nun gut, ehe der erste Hahn kräht, muß die Kirche fertig dastehen.“ In demselben Augenblick war der Teufel verschwunden. In der Luft aber entstand ein Getöse, daß die Erde ringsum erbebt. Ein Heer von unsichtbaren Geistern der Unterwelt war beschäftigt, dicke, gewaltige Felsblöcke durch die Luft herbeizuschleppen. Bald entstand von geheimnisvollen Händen ein festes Gemäuer, das immer höher wurde. Jetzt stand die Kirche fertig da, nur der Schlußstein fehlte noch. Ihn trug soeben der Teufel selbst in raschem Fluge herbei. Da erfaßte namenlose Angst und Reue den Bauern, flehend blickte er auf zum Himmel und rief: „Gott, hilf mir!“ Und Gott sandte ihm einen Gedanken der Rettung. Plötzlich klatschte der Bauer in die Hände und schrie aus voller Kehle: „Kiterikih!“ Der Wind trug den Ruf hinüber nach Laer, und laut erwiderte ihn der Hahn auf Dreiers Hofe. Als der Teufel dies hörte und sich betrogen sah, schleuderte er wütend den Schlußstein nach dem Hahne, aber der Stein fiel vor Dreiers Tür zur Erde. Der fast vollendete Bau stürzte wieder ein, und seine Trümmer, die gewaltigen Felsblöcke, waren noch lange bei dem Hause zu sehen. Man nannte sie die Teufelssteine, und die Bewohner des nahen Hauses hießen beim Volke die Düwels-Stener. Jetzt sind die Steine nicht mehr vorhanden, sie wurden von dem Besitzer des Grundstückes zum Kellerbau verwandt. Daß sie aber eine gewaltige Masse gebildet haben müssen, läßt sich aus der Erzählung eines alten Mannes der Gegend ersehen, der versicherte, daß sie mit achtzig vierspännigen Fudern fortgeschafft seien. Auch der Stein bei Dreiers Hofe ist nicht mehr zu sehen, er wurde bei einer Steinpflasterung verwendet. So verfielen auch diese Denkmäler alter Zeit wie so viele andere dem Schicksale der Zerstörung.

Die Glocken in Laer.

Für die Kirche in Laer hatte man Glocken gegossen und mit großer Mühe in dem Turm aufgehängt. Als sie zum ersten Male geläutet werden sollten, versammelte sich bei der Kirche die ganze Gemeinde, um ihre ersten Klänge zu vernehmen. Aber o weh! man hatte vergessen, sie zu taufen, und das machte sich der Teufel zunutze. Kaum waren die ersten Töne erklingen, da kam er mit Sturmgebraus angeflogen, riß sie aus dem Turme und flog mit ihnen unter starkem Geläute zu einer nahen Quelle, zu Springmeiers Kolk. Hier warf

er sie mit aller Wucht in das Wasser, so daß sie tief in die Erde versanken. Bei dem Raube hatte er auch eine Menge Steine aus dem Glodenturme mit herausgerissen. Als man diese wieder einzumauern versuchte, wollte es lange Zeit nicht gelingen, obwohl man den besten Mörtel verwandte und die geschicktesten Maurer mit der Arbeit beauftragte. Endlich jedoch konnte die Spur des Teufelswerkes beseitigt werden. Wenn aber das Geläute der Kirche in Laer ertönt, dann läßt auch der Teufel die versenkten Glöden erschallen. Der Fremde, der dies hört, sagt, es sei ein Echo, das die Klänge der Kirchenglöden wiederertönen lasse. Aber die Leute der Gegend wissen es besser.

Von den ersten Glöden in Borgloh geht dieselbe Sage. Der Teufel vergrub sie in dem Knollberge, östlich von Borgloh, wo sie noch jezt an den Vigilien der hohen Feiertage, besonders in der Weihnachtsnacht, läuten.

Meerweiber in einem Teiche bei Laer.

In einem Teiche bei Laer lebten Meerweiber, die halb Mensch und halb Tier waren und erst nach Empfang der Laufe gedeihen konnten. Man nannte sie Pielpoggen gleich den Fröschen, die sich noch in der Entwicklung befinden. Einst kam eine solche Pielpogge aus dem Teiche hervor und pilgerte nach Rulle. Als man sie nach dem Ziele ihrer Wanderung fragte, entgegnete sie:

„Id will na Rulle un mi laten weihen,
Up dat id mag gedeihen.“

Eine ähnliche Sage geht von einem Wasserweibchen, das die Schinonten im Dümmersee einer Frau in die Wiege legten, nachdem sie das rechte Kind fortgenommen hatten.

Der Bauer und die Hexen.

Die Hexen trieben einst mit einem Bauern aus der Gegend von Glandorf ihren Schabernack, führten ihn in die Irre, und wenn er nicht mehr wußte, wo er war, riefen sie ihm lachend zu: „Hinrich, süüßt de wo de bist?“ So ging es ihm auch einmal, als er abends mit einem Schinken unter dem Arm heimwärts wollte. Da sah er nämlich eine ganze Gesellschaft von Hexen an einem Feuer sitzen, und alsbald zogen sie ihn in ihre Mitte, ließen ihn Platz nehmen und hängten den Schinken über das Feuer. Am anderen Morgen fand sich der Bauer

in seinem Bette, ohne daß er wußte, wie er nach Hause gekommen sei. Er ging nun wieder zu jener Stelle, wo er die Hexen angetroffen hatte, um zu sehen, was aus seinem Schinken geworden sei. Aber weder vom Feuer noch vom Schinken war eine Spur zu finden, wohl aber sah er ringsum zahllose Spuren von Ragenpfötchen.

Kemsede.

Die Kapelle in Kemsede soll nach der Sage die älteste Kirche jener Gegend, wenn nicht des ganzen Landes sein. In ihr wurde früher besonders der heilige Eremit Antonius verehrt, und sie bildete das Ziel vieler Wallfahrten, die oft weither, sogar aus Köln, kamen. Da jedoch die großen Volksmengen nicht alle Unterkunft finden konnten, so mußten zahlreiche Wallfahrer auf einem Hügel zwischen Glandorf und Laer unter freiem Himmel übernachten. Dabei blieb es nicht aus, daß viele Feldfrüchte der Einwohner von Laer zertreten wurden. Das erregte den Unwillen der Laerschen Bauern, und da sie besonders von den Glandorfern offenbar viel erleiden mußten, so dichteten sie auf diese die Spottverse:

Glandrupper Pielpoggen
In usen Sommerroggen
Frätet as de Müse
Un knappet ehre Lüse.



Kreis Melle.

Der Spuk am Biolenbach.

In Dielingdorf bei Melle lebte einst ein Bauer, Botthof mit Namen. Dieser war sehr gierig nach Reichtum, und um ihn zu erlangen, betrog er, wo er nur konnte. Zur Strafe dafür fand er im Grabe keine Ruhe und kehrte als Spukgeist wieder. Da er besonders im Kornhandel betrogen hatte, hörte man ihn jede Nacht auf seinem Boden Getreide messen. Man vernahm ganz deutlich in stiller Mitternacht das Zusammenschürfen, Einfüllen, Anschlagen und Abstreichen des Scheffels. Um den unruhigen Geist zur Ruhe zu bringen, ließ der Erbe des Hofes einen Dominikaner aus Osnabrück kommen, der ihn in den nahen Biolenbach bannte und ihm zur Sühnung seiner Sünden auferlegte, mit einem Eimer ohne Boden den Bach auszuschöpfen. Viele Bauernmädchen, die in der Dämmerung Wasser aus dem Bache schöpften, wollen den Geist gesehen haben, wie er am Ufer auf dem umgestülpten Eimer saß, um sich von der Arbeit auszuruhen, und laut klagte.

Ähnlich wird von einem Bauern in Hunteburg erzählt, der auch nach seinem Tode wiederkam und in den Rienpol (gesprochen Re-inpol) verbannt wurde. Wenn er das Wasser mit einem Eimer ohne Boden ausgeschöpft hat, darf er zu dem Hofe zurückkehren.

Das Marienbild.

An dem Wege von Riemsloh nach Melle, in der Bauerschaft Westendorf, liegt der Wilhensche Hof, seit Jahrhunderten Besitz dieser Familie. Hinter dem Wohnhause steht eine Kapelle mit einem uralten Muttergottesbild. Dies stand früher in der Kirche zu Wallenbrück, und wegen seiner Wunderkraft war es das Ziel zahlreicher Wallfahrten

von nah und fern; daher rührt auch der Name Wallenbrück. Als im 30 jährigen Kriege sich die Bewohner des Ortes zum Protestantismus wandten, entfernten sie das Bild aus der Kirche und warfen es zu altem Gerümpel in eine Scheune. Da zogen die Riemsloher in feierlicher Prozession dorthin, um es zu holen. Und siehe, kaum hatten sie sich auf den Weg gemacht, da fingen alle Glocken von Wallenbrück, St. Annen und Riemsloh von selbst an zu läuten und läuteten so lange, bis man zu Wilhens Hof gelangt war, wo das Bild in eine Kause gesetzt wurde.

Der ermordete Sohn.

Wo jetzt in Riemsloh die Vikarie steht, befand sich früher das Sülffstedtsche Haus, dessen Bewohner wegen ihrer Schlechtigkeit berüchtigt waren. Nur der Sohn machte eine Ausnahme, und da er das liederliche Treiben nicht mehr ansehen konnte, zog er mit einem Freunde fort in die Fremde. — Jahre waren vergangen, da klopfte es einst in der Nacht ans Fenster, und eine Stimme bittet um Einlaß. Der Hausherr öffnet und sieht einen Fremden in schwedischer Hauptmannsuniform vor der Thür stehen, der für sich und sein Pferd dann um Nachtherberge bittet. Sie wird ihm gewährt. Während des Essens betrachten der Hausherr und seine Frau gierig die reiche Ausrüstung des Fremden und sehen, daß er viel Geld bei sich hat. Ein entsetzlicher Entschluß reißt in den Herzen der Verworfenen. Der Gast begibt sich zur Ruhe, die beiden aber bleiben zurück und beschließen in heimlichem Geflüster sein Verderben. Sie wollen ihn töten und berauben. Dem Manne fehlt der Mut zur Ausführung der That, doch die Frau holt eine Art, begibt sich in die Kammer des Fremden und erschlägt den ahnungslos Schlummernden. Dann wird der Raub bei Seite geschafft.

Am anderen Morgen tritt abermals ein Fremder ins Haus. Seine erste Frage ist: „Wie geht es meinem Freunde, eurem Sohne?“ „Unserem Sohne?“ entgegnen die beiden Mörder. „Ja,“ sagt der Fremde, „der Hauptmann, der bei euch Herberge gesucht, war doch euer Sohn.“ Da stürzt das Mörderpaar vom Schlage getroffen tot zu Boden. — Das Haus aber, das so lange eine Stätte des Lasters gewesen war, ging in Flammen auf.

Die Sage von der Hase.

Sprach Gynmir, *) der milde Herrscher Nordlands freier Meereswogen:
„Berno! Zieh durchs Land der Friesen; schaust du fern am Himmels-
bogen

Höhen, Damars Wolken gleichend, die sich hoch gen Himmel türmen,
Sieh das Land der schönen Sagen, unversehrt von Ranens Stürmen.
Wird um Hafela die Schöne, leite sie nach meinem Reiche;
Will die zarte Tochter betten, daß kein Pfühl dem ihren gleiche.
Nimm die Perlen — Frigga reichte kunstvoll sie zum Halsgeschmeide —
Birg sie sorglich! Perlen fallen leicht der argen Welt zum Neide.
Zieh in Frieden! In Gefahren wird dich deine Liebe stählen.
Rehrst du heim mit deiner Holden, winkt ein festliches Vermählen.“

Mutig auf dem weißen Zelter zog der Held zum Liebeswerben,
Während Ran — das Weib des Todes — sann auf Unheil und
Verderben.

„Herbei, herbei mein Töchterlein!
Sag an, wo weilt der Geliebte dein?
Sahst du ihn nicht fliegen auf flinkem Roß,
Zu holen sein Liebchen ins Elbenschloß?
Wie sind deine Wangen, mein Kind, so blaß?
Begrabe die Liebe und nähre den Haß!
Was zittert und hebet dein blasser Mund?
Deine schönsten Perlen im Meeresgrund
Wird tragen die Hafela lieblich zur Schau
Im wonnigen Süden, im Hasegau.
Wie funkelt dein Auge wie Blüthesglanz?
Auf Schwelle die Welle zum wilden Tanz!“
„Schweig, Mutter! Was schürst du den Haß in mir!
Ich erwünsche die Perlen zu kriechend Getier,
Verfluche den Leib, der die Perlen trägt,
Verfluche das Herz, das in Liebe schlägt.

Sie greift in die Wellen und ballt sie zur Höh;
Den rollenden Bergen gleicht die See. —
Ein grausiges Heulen entquillt ihrer Brust,
Sie zerschmettert die Schiffe in wilder Luft;
Und wirft den Jammer in jedes Haus,
Und sinkt in die Tiefe und laßt so graus.

*) Gynmir, der milde Gott der Nordsee im Gegensatz zu Ran mit den 9 Töchtern,
Göttin des Todes und des Schreckens.

Im Wellingholze, im Grönengau,
Hat Berno sein Lieb gefunden.
Schon nehet die Blumen der Abendtau,
Schon senkt sich die Nacht auf die Grunden.
Doch Haselas Augen, sie leuchten so hell
Und sprechen: Willkommen, du lieber Gesell!
Willkommen aus weiter Ferne!
Ich hab dich so gerne, so gerne.

Der Freierrmann bietet ihr freundlichen Gruß,
Schaut tief in die Augen, die blauen.
Ihr Haar ist braun gleich der Haselnuß,
Die am nahen Strauch ist zu schauen. *)
Und Rosenglut spielet um Wange und Mund;
Die Lippen, die roten, so lieblich und rund.
„O daß ich dich finde, du Feine,
In diesem glückseligen Haine!

O nimm dies Geschmeide zum Angebind! — —
Doch wehe! — — — wo ist es geblieben?
Verloren die Perlen! O liebes Kind,
Nun wirst du mich nimmermehr lieben.
Doch schau! — — Dort im Grase welch glänzender Schein?
Das sind ja die Perlen — die Perlen dein!
Komm, Holde! Wir wollen zu zweien
Die Perlen zum Kränzelein reihen.“

Da sprach die Hasela froh bewegt:
„Die Perlen, Geliebter, laß blinken.
Wenn ich nur den eitelen Wunsch gehegt,
Ich müßte vor Scham versinken.
Die süße Liebe sei ganz allein
Des Herzens schönster Edelstein.
Die Perlen, im Grase so eigen,
Sind Tränen in Nacht und Schweigen.“

Und freudig an des Geliebten Hand
Sie wandert zum fernen Gestade.
Die Perlen am weiten Wegstrand
Erhellen die finsternen Pfade. —

*) Die Hase entspringt unter einer Haselnußtaube.

Noch glühen die Perlen unverwandt;
Johanniswürmchen sind sie benannt,
Die nächtl'ich so lieblich erglänzen
Und der Hasela Saum bekränzen.

Georg Brinkmann.

Die Gabelung der Hase.

In der Nähe von Gesmold findet sich eine Naturseltenheit, die nur zweimal auf der Erde vorkommt. Dort teilt sich nämlich die Hase; ein Drittel ihres Wassers fließt nach Osten und heißt von dort an Else, um dann später in die Werre zu münden. Eine solche Flußgabelung (Bifurkation) findet sich außer bei der Hase nur noch beim Cassiquiare in Südamerika. Dieser Fluß teilt sich ebenfalls in zwei Arme, von denen der eine in den Orinoco, der andere in den Rio-Negro, einen Nebenfluß des Amazonenstromes, mündet.

An die Gabelung der Hase knüpft sich eine schöne Sage, die Georg Brinkmann in seinen „Siebenbüchen“ in folgende Verse kleidet.

Wo im Bruche Elf' und Hase
Klagend auseinander gehen; —
Jeder möchte gern es wissen,
Wie das Wunder konnt' geschehen.

Drüben auf dem Holterberge
Stand vor Zeiten eine Feste;
Von ihr zeugen majestätisch
Heute noch zerfall'ne Reste.

Mächtig war der Graf von Holte,
Land und Leute ihm zu Lehen.
Doch, wie alles hier auf Erden,
Mukte das Geschlecht vergehen.

Nur ein Sohn war ihm beschieden,
Herwarth, gar ein stolzer Rede.
Bären, Wölfe, Hirsch' und Rehe
Brachte täglich er zur Strede.

Einst im schönen Frühlingsmonde
Pürsch't' er Wild zum frohen Mahle;
Trug zum Schloß des Tages Beute,
Doch sein Herz verblieb im Tale. —

Else war es, die er minnte,
Schöner noch als Maienmorgen;
Blumen sich zum Kranze windend
Sah er sie, im Busch verborgen.

Und der Junter ging zu Tale
Täglich ohne Wehr und Meute; —
Blumen brachte er der Else; —
Doch dem Vater — keine Beute. —



H. Wrasmann phot.

Die Gabelung der Hafe bei Gesmold.

Sprach der Graf zu Kurt, dem Knechte:
„Seltnes Wild gilt's zu erlegen; —
Wählte dich darum von allen,
Weil gar schlau du und verwegen.

Bei der Mühle, sagt mir Herwarth,
Hätt' ein Rehlein er gefunden,
Zart und schön. Nun Kurt, auf morgen
Ist das Reh im Tal verschwunden.

Heut', wenn Nacht das Tal bededet,
Gehst du nach dem Grunde jagen. —
Still! — Nicht immer gut und ratsam
Ist ein wißbegierig Fragen.“

Selt'nsch Wild mit Purpurlippen,
Selt'nsch Wild mit Rosenwangen
Hält der Kurt vom Holterberge
Heut' im Uhlenbruch gefangen.

„Hilfe, Herwarth! Rette, rette
Deine Else vom Verderben!“
Ungehört verhallt dein Rufen;
Schöne Else, du mußt sterben.

„Herwarth! Herwarth!“ gellt ihr Rufen.
„Else!“ tönt's vom Berg hernieder.
Ach, zu spät kommt deine Hilfe;
Siehst die Liebste nimmer wieder.

In das Herz der schönen Else
Fährt ein Dolch mit Blitjeschnelle. —
Blut'ge Spuren zu verwischen,
Nimmt den Leichnam auf die Welle. —

Doch, o Wunder! Schäumend, grollend
Staut die Flut, entrinnt dem Bette;
Und der Rehtwell' heil'ge Wasser
Scheiden an entweihter Stätte. —

Schließt die Lote in die Arme;
Drinne ruht sie wohlgeborgen.
Leise Klagelieder lispelnd
Flieht die Flut seitdem gen Morgen.

Nächtlich, wenn im Uhlengrunde
Zirp und Unl im Moore schweigen,
Schließen an der Wunderstätte
Elben ihre bunten Reigen.

Doch der Geist des treuen Herwarth
Hat den Schmerz nicht überwunden;
„Else! Else!“ ruft's noch heute
In den mitternäch'tgen Stunden.“



Aus dem Kreise Wittlage.

Der Sünfelstein.

Als man in Venne schon eine Kirche, aber noch keinen eigenen Pfarrer hatte, kam jeden Sonntag ein Priester von Osterkappeln herüber, um das Meßopfer darzubringen. Einst war nun dem Priester Radulph dies Amt übertragen, einem äußerst sittenstrengen und ernstern Manne, der in seinen Predigten den Bewohnern von Venne manch bittere Wahrheit sagte. Doch da er stets sehr beschäftigt war und auch der Weg von Osterkappeln nach Venne eine große Strecke bildete, so verspätete er sich oft zum Gottesdienste. Dies setzte die Einwohner in Zorn, und allmählich stieg in ihren entarteten und gottlosen Herzen ein tiefer Haß gegen den Priester auf. Eines Sonntags kam Radulph nun wieder verspätet in Venne an. Da stürzt eine Rotte Männer aus dem Wirtshause, wo man sich stets bis zum Beginn des Gottesdienstes aufhielt, auf den unglücklichen Priester und schlägt auf ihn los, daß er aus zahllosen Wunden blutend zu Boden fällt. Bald haucht er seine edle Seele aus; die Mörder aber fahren entsetzt auseinander, Angst und Grauen erfasst sie.

Der Teufel aber frohlockte über die ruchlose That; glaubte er doch der Seelen der Mörder sicher zu sein. Sogleich schmiedete er einen Plan. Er dachte, daß die Herzen der Einwohner von Venne noch verstockter würden, wenn ihnen die Gelegenheit genommen werde, die Kirche zu besuchen, und darauf stützte sich sein Entschluß. In der nächsten Nacht eilte er zum Behrter Bruch, wo zahlreiche gewaltige Felsblöde umherlagen. Den größten von ihnen suchte er sich aus, umzog ihn kreuzweise mit einer Kette und hob ihn auf den Rücken. Dann schleppte er ihn gen Venne, um damit die Kirchentür zu versperren, aber seine Last wurde ihm so schwer, daß er sie mehrmals auf die Erde stellen mußte, um sich auszuruhen.

In den Herzen der Mörder aber war unterdessen bittere Reue ein-

gelehrt. Inbrünstig flehten sie zum Himmel um Verzeihung, und Gott erbarmte sich ihrer. In seiner Milde vereitelte er das Vorhaben des Teufels. Denn dieser konnte trotz aller Anstrengung den schweren Stein nur langsam fortbewegen. Dadurch verspätete er sich aber, und er war nur noch eine kurze Strecke von dem Dorfe entfernt, da leuchtete



H. Brasmann phot.

Der Süntelstein.

von Osten der erste Strahl der aufgehenden Sonne zu ihm herüber, und ein Hahn ließ seinen Morgengruß ertönen. Da war die Nacht des lichtscheuen Teufels auf der Oberwelt zu Ende. Wütend stieß er den Felsblock zur Erde, wo er noch jetzt steht. Von dem gewaltigen Stoße aber hat er dort, wo ihn die Kette umspannte, einen Riß bekommen, der noch deutlich zu sehen ist. Auch sieht man den Eindruck von dem

Rüden des Teufels, denn durch die höllische Hitze des Bösen ist ein Teil der Steinmasse weggeschmolzen.

Dem erschlagenen Priester Radulph wurde an der Kirche zu Venne ein Denkstein gesetzt. Auf ihm ist, wie unser Bild zeigt, der Priester abgebildet, und eine Inschrift sagt:



H. Wrasmann phot.

Denkstein an der Kirche zu Venne.

Horrendum dictu
Curatum subditus icu
Hic necuit clave
Sic Radulph presbyter ave.

(Schredliche Kunde! Hier hat ein Untergebener durch einen Schlag mit dem Schlüssel den Seelsorger getötet. So leb wohl, Priester Radulph.)

Einige wollen statt *clave* — *clava* lesen, und das würde bedeuten, daß der Priester nicht mit einem Schlüssel, sondern mit einer Keule erschlagen ist.

Nach einer anderen Sage hat der Teufel den gewaltigen Stein schon gleich nach Vollendung der Benner Kirche herbeischleppen wollen, um die Kirchentür zu versperren. Der Felsblock soll sich jeden Morgen bei Aufgang der Sonne dreimal um seine Achse drehen.

Von dem Sünfelstein geht auch dieselbe Sage, die sich an die Teufelssteine in Laer knüpft.

Des Teufels Leichttrog und Backofen.

Im Berther Bruch, in einem südlichen Ausläufer der Benner Egge, liegen zwei nicht weit voneinander entfernte Steindentmäler. Auf dem einen, dem kleineren, an dem die Krietbele vorbeischießt, hat der Teufel sein Brot geknetet, als er noch in jener Gegend herrschte. Das andere bildete seinen Backofen.

Osterkappeln.

Die östlich von Osnabrück wohnenden Stämme des Sachsenvolkes widerstrebten am längsten der Annahme des Christentums. Da sandte man nach vielen vergeblichen Bekehrungsversuchen noch einmal zwei Glaubensboten in jene Gegend. Diese drangen mit kühnem Mute durch die Wälder, zerstörten die heidnischen Altäre, fällten die den Göttern heiligen Bäume und bauten aus dem Holze eine Kapelle. Bei den Heiden blieb diese kühne Tat nicht ohne tiefen Eindruck; auch wirkten die Predigten der Missionare so mächtig auf sie, daß sie bald das Christentum annahmen und sich taufen ließen. Um die Kapelle baute sich dann eine Ansiedlung an, und da die Kapelle östlich von Osnabrück lag, erhielt der Ort den Namen Osterkappeln.

Eine andere Überlieferung führt die Gründung von Osterkappeln auf Karl den Großen zurück. Dieser habe nach der Errichtung des Bistums Osnabrück östlich und westlich der Stadt zwei weitere Kirchen erbaut, nach denen dann die beiden Ortschaften Osterkappeln und Westerkappeln benannt seien.

Der Glockenguß zu Osterkappeln.

In Osterkappeln war soeben der Bau der Kirche vollendet, es fehlte nur noch die Glocke. Mit ihrem Guße beauftragte man den

Meister Sparr, einen berühmten Glodengießer, von dessen Kunst viele Gloden weithin im Lande berebtes Zeugnis ablegten. Der Meister kam und machte sich mit seinem Gesellen sogleich an die Arbeit. Bald waren alle Vorbereitungen getroffen, der Guß konnte vor sich gehen. Um sich jedoch vorher zu dem bedeutungsvollen Werke zu stärken, ging der Meister in die Schenke zu einem Krüge Bier. Dabei vergaß er Arbeit



H. Wrasmann phot.

Das Kreuz am Wege von Osterkappeln nach Hühhausen.

und Glode. Der Geselle wartet und wartet unterdessen, endlich wird ihm aber die Zeit zu lang. „Könnte ich nicht auch allein das Werk vollenden?“ denkt er, und es zieht ihn mit aller Macht an den Hahn des Kessels, in dem die Glodenmasse brodelt. Er bedenkt sich einen Augenblick — aber schon dreht er den Hahn um, und zischend fährt das glühende Metall in die Form. Er sendet ein flehendes Gebet zum

Simmel, daß das Werk gelingen möge, und vergeht vor Ungeduld, bis sich das Metall abgekühlt hat. Der Meister läßt indeß immer noch auf sich warten, und es wird schon spät. Da nimmt der Geselle den Hammer und zerschlägt die Form. Und siehe! Die Glode ist vortrefflich gelungen, hell und rein ist ihr Klang. Jetzt hält es den Gesellen nicht mehr, er eilt, dem Meister die frohe Botschaft zu bringen. Auf halbem Wege kommt ihm dieser schon, vom Biere berauscht, entgegen. „So, nun ans Werk!“ ruft er. Doch mit vor Freude stodender Stimme verkündet ihm der Geselle, daß es schon getan und gelungen ist. Da ruft der Meister: „Wie? Du hast mir in deinem Hochmut vorgegriffen? Das sollst du mir büßen!“ Und kaum hat er gesprochen, da stößt er dem Gesellen das Messer in die Brust; tödlich getroffen stürzt dieser zu Boden; noch einmal schaut er zum Himmel auf, dann ist seine Seele entflohen. Da erfährt namenloses Entsetzen den Mörder, voll Angst und Reue entflieht er und ist nie wieder gesehen worden. — An der Stelle aber, wo die schreckliche That sich abspielte, an dem Wege von Osterlappeln nach Hühhausen, errichtete man ein Kreuz, das noch heute dasteht als eine Warnung vor jähzornigem Tun.

Dieselbe Sage knüpft sich an das alte, steinerne Kreuz vor dem Stertenbrinkschen Hofe in Holzhausen; auch in Bramsche bei Lingen soll sich ein ähnliches Ereignis zugetragen haben.

Der Böse auf Uhlenbrock.

Auf Uhlenbrock bei Osterlappeln wohnte in uralter Zeit der Bauer Schnelle. Dieser stand mit dem Teufel im Bunde und war mit seiner Hilfe zu äußerst großem Wohlstand und Reichthum gelangt. Doch hatte der Böse eine Bedingung gestellt. Nach Sonnenuntergang wollte er allein auf dem Hofe herrschen, und deshalb mußte alle Arbeit nach dem Dunkelwerden ruhen. Jedoch wußte niemand außer dem Herrn des Hofes und seiner Frau von dieser Bedingung. Eines Tages nun waren der Bauer und seine Frau nach Osterlappeln zur Kirmees gefahren. Vor ihrer Abfahrt hatten sie den Knechten und Mägden aufs strengste befohlen, das letzte, noch draußen stehende Fuder Grummet noch vor Sonnenuntergang einzufahren. Doch wenn die Kasse aus dem Hause ist, haben die Mäuse gut tanzen. Die Knechte und Mägde ließen alle Arbeit liegen und feierten zu Hause Kirmees. Bei Spiel und Tanz und einem guten Trunke vergingen nur allzu schnell die Stunden, und schon neigte sich der Tag, da dachte man erst an die Arbeit. Eilig ging es jetzt ans Werk, aber es wollte nicht von-

statten gehen. Es war, als wenn unsichtbare Hände es hemmten; so schwer wie heute war den Leuten das Aufladen noch nie geworden, und die Pferde konnten nicht von der Stelle. Der Schweiß lief allen in hellen Tropfen von der Stirn, doch endlich war man mit dem Wagen auf der Diele angelangt. Alle atmeten erleichtert auf, und froh rief der eine Knecht, als die Lehten vom Wagen sprangen, aus: „Nun sind wir da!“ Aber kaum hatte er gesprochen, da sprang auch der Teufel vom Wagen und antwortete mit heiserem Lachen: „Ich bin auch da!“

Von dieser Zeit an trieb der Böse in schredlicher Weise sein Wesen auf dem Hofe. Er verursachte jede Nacht einen solchen Lärm, daß man zuletzt einen Mönch kommen ließ, um ihn zu bannen. Dieser zwang ihn dann auch durch seine Gebete, das Haus zu verlassen. Aber ganz konnte er den Bösen nicht vertreiben, und dieser ging von der Zeit an als großer, schwarzer Hund des Nachts in der Nähe des Hauses umher und erschreckte die Leute, die sich sehen ließen.

Das Kreuz am Wege von Osterkappeln nach Bohmte.

Zu Osterkappeln lag eine arme Witwe schwer krank danieder. Es war strenger Winter, und im Zimmer herrschte große Kälte, denn schon hatte der Knabe, der einzige Sohn der Frau, das letzte Stück Holz auf das schwach brennende Feuer getan. Da sagte die Kranke: „Geh, liebes Kind, und suche Reifig. Du siehst ja, wie mich friert. Gott möge dich beschützen.“ Gern befolgte der Knabe die Bitte der Mutter, die Liebe zu ihr beflügelte seine Schritte, und bald hatte er ein großes Bündel in dem nahen Holze gesammelt, mit dem er nun heimwärts eilen wollte. Doch hörch! Da knackt es hinter ihm in den Zweigen des Gebüsches, und er hört eine tiefe Stimme rufen. Erschreckt blickt er um sich und sieht den Holzvogt, einen unbarmherzigen Mann, auf sich zukommen. Der Angstschweiß tritt ihm auf die Stirn, denn wenn dieser ihn erfäßt, muß er das mühsam gesammelte Holz wieder abgeben und hat noch obendrein Strafe zu gewärtigen. Und zu Hause muß dann die kranke Mutter in der Kälte sitzen und stirbt vielleicht! Schon ruft ihm der Vogt zu: „Steh, du Taugenichts!“ Doch er läuft fort, so gut es ihm die schwere Last erlaubt, der Waldvogt hinter ihm her. Da heßt dieser seinen Hund, aber das Tier hat ein weicherer Herz als sein Herr, es folgt nicht dem Befehl. Voll Mut darüber, daß der Knabe ihm entkommen kann, nimmt der Unbarmherzige jetzt seine Flinte, er legt an — drückt ab — und mit wohlgezieltem Schuß hat er

sein Opfer erlegt. Zu Tode getroffen sinkt der Knabe nieder, sein Blut färbt ringsum die Schneedecke. „Mutter, ach liebe Mutter!“ so ruft er noch einmal mit brechender Stimme, dann gibt er seinen Geist auf. Zu Hause aber sitzt die Kranke und wartet sehnsüchtig auf die Heimkehr ihres geliebten Kindes, das sie nicht lebend wiedersehen soll. — Ein Kreuz am Wege von Osterkappeln nach Bohmte erinnert noch heute an das traurige Ereignis.



A. Brasmann phot.

Das Kreuz am Wege von Osterkappeln nach Bohmte.

Die beiden Riesen.

Bei Hunteburg wohnten einst zwei Riesen, der eine auf dem Haldemmer Berge (Stemmshorn), der andere auf dem Benner Berge; die Riesenstraße nach der Wiedenhorst zwischen Hunteburg und Diezingen hat nach ihnen ihren Namen erhalten. Sie buken ihr Brot gemeinschaftlich, denn sie hatten nur einen Backofen und einen Teigschräpper. Als nun der Riese vom Haldemmer Berge, Heemann genannt, einst mit seinem Teig zu dem Backofen seines Gefährten auf dem

Venner Berge ging, klopfte er unweit Bohmte seine Holzschuhe aus. Dabei fiel so viel Sand heraus, daß ein Hügel, der Heemanns-Hügel entstand. Den Leigschräpper warfen sie sich immer gegenseitig zu. Einmal mißlang jedoch der Wurf, und der Schräpper fiel auf Krons Rampe nieder, auf ein Stück Land, das davon den Namen Hünenstück erhielt.

Von den Söhnen der Riesen ging einer bei dem Herrn von der Horst zu Haldem in Dienst. Seine erste Arbeit bestand im Ausmisten der Ställe. Als er jedoch die Forke in die Hand bekam, sagte er: „Das ist ja eine Gabel, mit der man die großen Bohnen iszt.“ Er ging zum Schmied und ließ sich eine größere machen, auf der er jedesmal den Mist eines ganzen Stalles lassen konnte. Seinem Herrn gefiel dies außerordentlich. Dann mußte der Riese auch pflügen; dabei schob er selbst mit der Hand den Pflug, so daß dieser gegen die Hinterbeine der Pferde stieß. Als der Herr dies sah, sagte er: „Das ist nicht nötig. Die Pferde sind deshalb vorgespannt, daß sie ziehen sollen.“ Der Riese jedoch entgegnete: „Die Pferde sind nur zum Luxus da, man kann den Pflug mit einer Hand sehr gut schieben.“ Alles dieses gefiel dem Herrn sehr wohl. Aber eins verdroß ihn sehr, denn wenn es an die Mahlzeit ging, aß der Riese nicht für drei oder vier andere, sondern so viel wie das ganze übrige Haus.

Aus diesem Grunde wollte er ihn gern wieder los sein und versuchte, dies durch eine List zu erreichen. Eines Abends sagte er zu den Knechten: „Morgen früh sollt ihr Holz vom Berge holen, ein jeder seine bestimmten Stämme, und wer von euch der Letzte auf dem Platze ist, der muß aus dem Hause fort.“ Der Riese war aber sehr schläfrig, und daher dachten die anderen, ihn im Schlafe betrügen zu können. In aller Frühe fuhren sie am folgenden Morgen ins Holz. Einige Stunden später erwachte der Riese und sah, daß die anderen Knechte den Hof schon verlassen hatten. Er aber entschloß sich schnell, spannte in Eile die Pferde an und jagte den übrigen nach. Als er am Berge ankam, hatten die anderen Knechte ihr Holz schon gehauen und luden es auf. Er aber ergriff die Bäume, riß sie aus und warf sie mit Wurzeln und Erde auf den Wagen. So war er der erste, der sein Fuder voll hatte, und als er vom Berge heruntergekommen war, konnten die Pferde es nicht ziehen. Da freuten sich die anderen und wollten an ihm vorbeifahren. Er band jedoch die Pferde an den Füßen zusammen und legte sie quer über den Wagen, steckte den kleinen Finger in das Deichselloch und fuhr eilig davon. Als er aber vor den Hof kam, konnte das Tor den Wagen nicht fassen. Da drang er hinein und brach das ganze Tor aus. Jetzt war der Herr wieder in Verlegenheit, denn sein Plan war nicht gelungen. Nun versuchte er in Güte den Riesen zu bewegen, daß er aus dem Dienste scheide. Der Riese sagte

Darauf: „Ich will dir einen Schlag versetzen; wenn du den aushalten kannst, will ich gehen.“ Dem Herrn kam das Beben, aber er dachte, er würde ihn auf andere Weise nicht los, und ging auf den Vorschlag ein. Der Riese aber gab ihm von hinten einen so heftigen Schlag, daß er hoch über das Haus hinwegflog. Beim Herunterfallen breitete sich jedoch sein Mantel wie ein Fallschirm aus, und so kam er langsam zur Erde, ohne Schaden zu nehmen. Des Riesen war er glücklich entledigt.

Vestrafte Diebstahl.

Ein Bauer aus Lintorf hatte einst Weiden gestohlen. Als er sich nun in aller Ruhe auf den Heimweg machte, fuhr ihm plötzlich ein Bod zwischen die Beine und hob ihn mit sich in die Luft empor. Diese Fahrt erfüllte aber den Bauern mit solchem Schrecken, daß er in seinem Leben nie wieder Weiden gestohlen hat.

Segen auf der Kumpeshorst.

Einst wurden die Bauern auf der Kumpeshorst bei Wittlage von einer großen Anzahl Ragen überfallen und mußten vor ihnen flüchten. Da erklärte der Bauer Volbert aus Wimmer, er wolle sie bannen. Er ging also zur Kumpeshorst, zeichnete um die Herdstelle einen Kreis mit Kreide, setzte sich in diesem nieder und kochte in dem großen Herdkessel Wasser. Neugierig kamen die Ragen hinzu, konnten aber nicht in den Kreis hineintreten. Der Bauer lodte eine der Ragen mit den Worten herbei: „Lieb Rählein, setz dich hier!“ Diese folgte der Aufforderung und setzte sich auf die Grenze des Kreises. Dann drehte sie sich um und sprach zu ihren Genossinnen:

„Lieb Rählein setz dich hier!“
Spricht Heinrich Volbert zu mir.“

Da kamen auch die übrigen Ragen näher heran, und als sie alle im Kreise zusammensaßen und das Wasser unterdessen kochend geworden war, schöpfte der Bauer davon und begoß damit die Tiere. Sogleich liefen diese davon und kamen nie wieder. Am anderen Morgen aber hatten fast alle alten Weiber des Dorfes Brandwunden, denn sie waren die Ragen gewesen.



Die Sagen des Kreises Bersenbrück.

Der Darnssee.

Wo jezt unweit Bramsche der Darnssee mit seinem dunkeln Gewässer liegt, stand früher ein Nonnenkloster, dessen Insassen jedoch nicht mehr der Frömmigkeit und dem Gebete lebten. Einst hatten sie eine Jungfrau zur Ablegung des Gelübdes verleitet, und als diese die Brücke über dem Graben des Klosters überschritten hatte und eben vor dem Altar ihr Haar der Schere zum Opfer fallen ließ, da versank das ganze Kloster in die Tiefe, und an seine Stelle trat ein düsteres Gewässer. Bei klarem Frostwetter, wenn eine Eisdecke den See überwölbt, hören die Kirchgänger noch oft das Geläute der versunkenen Klostersglocken und das Gebrüll des fetten Klosterochsen, und wenn dieser mit seinen Hörnern unter der Eisdecke hinfährt, dann birst sie mit großem Krachen.

Der Schmied im Darnssee.

Einst hörten die Umwohner des Darnssee jede Nacht ein Hämmern und Klopfen, das von der Mitte des Wassers herüberschallte und dem Hämmern eines Schmiedes glich. Sie gingen nun eines Nachts ans Ufer und sahen im Schein des Mondes eine Gestalt im Wasser stehen. Einige beherzte Männer stiegen in einen Rahn und ruderten darauf zu. Da erblickten sie einen Schmied, der bis zum Gürtel im Wasser stand und am ganzen Oberkörper dicht behaart war. Vor sich hatte er einen Amboß, auf den er mit dem Hammer zeigte, als wenn er sagen wollte, daß man ihm Arbeit geben möge. Die Bauern verstanden ihn, und von der Zeit an brauchten sie nur zum See hinauszurufen, wenn sie ein neues Gerät angefertigt haben wollten. In der folgenden Nacht hörte man dann das Hämmern des Schmiedes, und am anderen Morgen lag das Gerät fertig zwischen zwei Eichen am Ufer. Sollte etwas ausgebessert werden, dann legte man es an jene Stelle und konnte es dann am folgenden Tage wieder abholen. Für seine Arbeit verlangte der

Schmied nur einen geringen Lohn, den man gern bezahlte und ebenfalls an jener Stelle entrichtete.

So ging es mehrere Jahre hindurch. Aber da kam einst ein geiziger Bauer, um dem Schmied Arbeit zu geben; doch anstatt des Geldes legte er Schmutz hin. Sein Geiz wurde furchtbar bestraft. Denn eben wollte er sich, froh über seinen Streich, entfernen, da brauste das Wasser auf; von unsichtbarer Hand geschleudert, durchbohrte ihn ein Speer; die Erde öffnete sich und nahm den Geizhals auf. Der Schmied aber zog sich in die Tiefe des Sees zurück und stellte seine Tätigkeit ein. An jener Stelle, wo die Geräte abgeholt wurden, und wo der Bauer in die Erde versank, befindet sich eine Vertiefung, die man oft zuzuschütten versuchte; sie bildete sich jedoch stets von neuem.

Ein sonderbarer Knecht.

Ein Bauer fischte einst am Ufer des Darnssee's. Da traf er einen fremden Knecht, der im Gesichte und an den Händen ganz behaart war, und der ihm seine Dienste anbot. Als der Bauer nach dem Lohne fragte, sagte er, darüber wollten sie sich wohl schon einigen. Der Bauer nahm den Knecht an, und es sollte ihn nicht gereuen, denn der Fremde war der fleißigste und treueste von allen.

Als jedoch sieben Jahre verstrichen waren, da sagte der Knecht zu seinem Herrn: „Jetzt muß ich fort von hier. Als Lohn verlange ich nur ein zweischneidiges, untadelhaftes Schwert, doch darf bei seinem Kaufe nichts von dem geforderten Preise abgehandelt werden. Der Bauer ging nun nach Bramsche und kaufte das Schwert, handelte aber doch von dem geforderten Preise vier Pfennige ab. Er gab das Schwert dem Knechte, und dieser schlug damit ins Wasser des Sees. Als sich jedoch nichts Besonderes außer dem Aufplätschern des Wassers zeigte, sagte er unter Jammern: „Was hast du mir angetan! Du hast doch von dem Kaufpreise etwas abgehandelt, und das ist vielleicht mein Unglück. Beeile dich, die abgezogenen Pfennige zurückzubringen, sonst ist es zu spät.“ Der Bauer tat, wie ihm geheißen, und dann führte ihn der Knecht zum zweiten Male an den See und sagte: „Ich muß jetzt zu meinem Vater zurück. Mein Weg zu ihm geht durch ein Thor, das von zwei Hunden bewacht wird. Komme ich zur rechten Zeit, und ist das Schwert gut, so werde ich diese besiegen, sonst aber werden sie mich zerreißen. Ich fürchte jedoch, daß es schon zu spät ist, denn die mir von meinem Vater gesetzte Frist ist schon abgelaufen, und durch deine Schuld bin ich noch aufgehalten. Mein Schicksal kannst du erfahren.

Sieh dir gleich das Wasser an. Erscheint Milch auf ihm, dann bin ich gerettet, färbt es sich jedoch vom Blute rot, dann haben mich die Hunde zerrissen.“ Nach diesen Worten gab er dem Bauern zum Abschied die Hand und schlug dann kreuzweise auf die Wellen; sie teilten sich bis auf den Grund des Sees, und der Knecht sprang mit dem Schwerte hinab. Als sich jedoch die Wogen wieder über ihm schlossen, da färbte sich der Wasserspiegel blutigrot und zeigte so den Tod des Knechtes an.

Still und mit bitterer Reue im Herzen lehrte der Bauer heim, hatte doch sein Feilschen an dem Kaufpreise des Schwertes das traurige Schicksal seines treuen Knechtes verschuldet.

Der Stretmann.

Zwischen den Bewohnern von Epe und denen von Engter ist vor langer Zeit einmal ein Streit ausgebrochen wegen der Grenze ihrer Marken. Da trat nun ein Mann aus Epe auf und zeigte, wo die Grenze sei, er schwor aber, daß er die Wahrheit sage. Doch der Schwur war falsch, und der Meineidige konnte im Grabe keine Ruhe finden, sondern geht jeden Abend die Sänat (Grenze) entlang und ruft: „Hoho! Hoho!“ Man nennt ihn den Stretmann.

De daiyen Pöhle.

In dem „großen Moore“ zwischen Hunteburg und Börden, nahe dem zuletzt genannten Orte liegen die „daiyen Pöhle“, die tiefen Moorkölle. Sie erinnern an den Teufel, der in dieser Gegend sein Spiel getrieben hat. Als nämlich in diesem Lande die ersten christlichen Kirchen entstanden, und auch in Damme eine erbaut wurde, da geriet der Teufel in großen Zorn. Als aber dann auch Gloden gegossen wurden und ihr Geläute von den Kirchtürmen herunterschallte, da kannte seine Wut keine Grenzen. In der Nacht vor dem Weihnachtsfeste kam er nun zu der Kirche in Damme, riß die Gloden aus dem Turm, daß es heftig tönte und die Bewohner in Schrecken setzte. Dann flog er mit den Gloden fort und schleuderte sie mit aller Wucht in die „daiyen Pöhle“. Diese Untat wäre ihm jedoch nicht möglich gewesen, wenn die Dammer ihre Gloden geweiht hätten, und seit der Zeit nimmt man an den neuen Gloden die Taufe vor, so daß der Teufel sie nicht mehr rauben kann.

Dafür läutet er aber am Weihnachtsfeste, wenn die Kirchenglocken erschallen, seine Glocken in den „daipen Pöhlen“, um die Christen zu verhöhnen. Die Kirchgänger, die dies Geläute hören, sagen dann: „Nu lud de Düwel in den daipen Pöhlen.“

Malgarten.

Graf Simon von Ledlenburg hatte sich einst am Beine ein Geschwür zugezogen, das ihm große Schmerzen bereitete. Alle Mittel der Ärzte, die er anwandte, waren vergebens. Da nahm er zu Gott seine Zuflucht und gelobte, ein Benediktinerinnenkloster zu gründen, wenn er wieder gesund würde. Seine Bitte wurde erhört. Er erfüllte sein Gelübde und gestaltete eine an der Hase gelegene Burg zu einem Kloster um, das den Namen Mariengarten, später Malgarten, erhielt.

Eine andere Sage erklärt den Namen Malgarten als Hof der Übeltäter. Dort hätten Räuber gehaust und der Umgegend viel Böses zugefügt.

Der Pastor zu Üffeln.

In Üffeln,
Is nids tau schnüffeln!

Dieser Spruch stammt aus der Zeit, als die Gegend um Üffeln nur aus magerer Erde bestand und erst von wenigen Menschen bewohnt wurde. Wegen ihrer Armut konnten die Bewohner ihrem Pfarrer nur ein sehr geringes Einkommen geben, weshalb dieser gezwungen war, sich einen Nebenverdienst zu schaffen. Er hatte das Wagenmacher-Handwerk gelernt und übte es nun in seiner freien Zeit aus. Jeden Tag fertigte er ein Rad an, und da es im Pfarrhause keinen Kalender gab, zählte er nach den fertigen Rädern die Wochentage. Hatte er das sechste vollendet, so wußte er, daß am folgenden Tage Sonntag war. Einmal aber spielte ihm ein Schalk einen Streich und entwendete ihm heimlich eins von den Rädern. So hatte der Pfarrer am Samstag nur fünf und fing am folgenden Tage wieder fleißig an zu arbeiten, in dem Glauben, es sei erst Samstag. Plötzlich fingen die Glocken an zu läuten, verwundert sprang er auf, um den Küster nach dem Grunde des vorzeitigen Läutens zu fragen. Doch da begegneten ihm schon die Leute, die nach der Kirche gingen. Jetzt sah er seinen Irrtum

und legte rasch die geistlichen Gewänder an. Seine Predigt war aber an diesem Tage besonders zu Herzen gehend und klang noch lange in den Gemüthern der Zuhörer nach.

Äffeln bleibt aus.

Die Einwohner der jehigen Kirchspiele Alfhausen und Äffeln sollen früher nach Merzen zur Kirche gegangen sein, wo nach alter Überlieferung die erste Kirche jener Gegend gebaut wurde. Zum Gedächtnis an diese Vereinigung pflegten sich die drei Gemeinden in der großen Heide, die sie trennte, an gewissen hohen Festen in feierlicher Prozession zu versammeln, um gemeinschaftlich den Gottesdienst zu feiern. Als aber Äffeln zur Zeit der Reformation den neuen Glauben annahm, warteten einst die übrigen Gemeinden vergebens auf sein Erscheinen, und daher entstand die Redensart: „Se blift ut ese Äffeln.“

Die Heze.

Zu einem Bauern in Äffeln kam einst eine Frau mit Eiern und Butter und nötigte ihn so lange, bis er ihr endlich etwas abkaufte. Doch kaum war sie fort, da kam der Vater des Bauern und sagte, ein Pferd liege im Stalle am Sterben. Der Sohn wollte es anfangs kaum glauben, doch da fiel ihm ein, daß die Frau, die er schon lange im Verdacht hatte, daß sie eine Heze sei, vielleicht an dem Tiere ihren Zauber ausgeübt habe. Sogleich schlug er eins von den gekauften Eiern dem Pferde ins Futter; das Tier fraß davon, und augenblicklich war es wieder gesund.

Die Handfesseln in der Kirche zu Merzen.

Zwei Einwohner von Merzen waren nach Jerusalem gepilgert. Auf der Heimreise aber wurden sie von einem Türken gefangen genommen, und da sie ihrem Glauben nicht abschwören wollten, wurde ihnen das Todesurteil gesprochen. Sie ergaben sich in ihr trauriges Schicksal, doch beteten sie am Abend vor dem für ihren Tod bestimmten Tage zu Gott, er möge sie noch einmal das Geläute der heimatlichen Gloden vernehmen lassen. Dann schliefen sie ein. Doch wer beschreibt ihre Verwunderung, als sie am anderen Morgen in einer ganz anderen Gegend erwachten! Schnell sprangen sie auf, die Fesseln fielen zur

Erde, und sie sahen vor sich ihr Heimatsdorf. Gott hatte sie durch ein Wunder vor dem Tode gerettet. Zur Erinnerung an die Güte des Herrn, die ihnen so reich zuteil geworden, weihten sie die Fesseln der Kirche zu Merzen, wo sie noch jezt aufbewahrt werden.

Alfenkrug.

Zu alter Zeit standen dort, wo jezt das Dorf Alfhausen liegt, nur zwölf Häuser, deren Bewohner nach Merzen zur Kirche mußten. Eins von den Häusern war weit abgelegen; es stand bei den alten Hünengräbern in der Heide und wurde „der Krug“ genannt. Hier pflegten nämlich die Kirchleute auf ihrem langen Wege Rast zu machen und sich bei einem Krüge Bier zu erholen. Doch oft saßen sie zu lange und verspäteten sich beim Gottesdienste. Denn Alfe, so hieß der Wirt, verstand es vortreflich, sie aufzuhalten und zum Weitertrinken zu nötigen. Ihm kam es mehr auf den Verdienst als auf die Frömmigkeit an. Wenn sich einer zum Aufbruch rüstete, um rechtzeitig zur Kirche zu kommen, dann wußte Alfe ihm einzureden, daß er noch Zeit genug habe, und so blieb er dann noch eine Weile. Auf diese Weise wurde die Unpünktlichkeit der Leute zur Regel, und der Pfarrer mahnte oft den Wirt, von seinem üblen Brauche abzulassen, doch dieser hatte ein verstocktes Herz und fuhr fort, die Leute aufzuhalten. Aber endlich traf ihn Gottes Gericht. Als er an einem Sonntage wieder Gäste bei sich hatte, und einige von ihnen zum Aufbruch drängten, weil es die höchste Zeit zur Kirche wurde, da fluchte er, daß er mit seinen Häusern in die Erde versinken wolle, wenn es nicht noch früh genug zum Gottesdienste sei. Seine Verwünschung erfüllte sich; sein Haus und seine Scheune versanken und er mit ihnen; an die Stelle der Gebäude traten zwei Gruben, die man noch heute „Alfenkrug“ nennt.

Die Bewohner der noch übrigen elf Häuser waren wegen dieser furchtbaren Strafe des Wirtes von Schreden ergriffen. Sie nannten ihren Ort Alfhausen, um anzudeuten, daß sie das untergegangene zwölfte Haus für immer aus ihrer Gemeinschaft ausschließen wollten, und bauten sich eine eigene Kirche.

(Nach einer anderen Überlieferung hat Alfhausen seinen Namen nach einem Ritter Adolf erhalten, an den noch jezt die Adolfsburg bei Alfhausen erinnert.)

An der Stelle aber, wo der Wirt mit seinem Hause unterging, hat man oft Spuk gesehen, und noch jezt treibt Alfe zu nächtlicher Stunde dort sein Unwesen. Wenn es jemand wagt, dreimal um den

„Altenkrug“ herumzugehen und dabei auszuruhen: „Alle, kumm! Geißt du mit?“ dann schießt ein feuriges Ungeheuer aus der Erde hervor und reißt ihn mit sich in den Abgrund.

Als nun einst der Bauer Grumfeld mit einigen Freunden beim Biere saß, kamen sie bald darauf zu sprechen, wer von ihnen das beste und schnellste Pferd habe. Da versicherte Grumfeld bei Donner, Wetter und schwerer Not, er wolle auf seinem Schimmel zum Altenkrug reiten und Alle herausfordern, ihm aber doch entkommen. Die anderen nahmen ihn beim Wort und wetteten neun Pfund Silber, daß er das nicht fertig bringe. Er aber nahm die Wette an und machte sich bereit, gleich am folgenden Tage das Gesagte auszuführen. Er putzte sein Pferd, führte es zum Altenkrug und zeigte ihm alles, was es in der Nacht zu tun habe, besonders suchte er ihm einzuprägen, in schnellem Laufe nach Hause zurückzukehren. Dann machte er dem Tiere klar, daß es in der Nacht durch die Einfahrtstür auf die Diele rennen sollte und gab ihm das Beste, was er hatte, zu fressen. Doch betete er auch zu Gott um Beistand bei seinem gefährlichen Unternehmen.

So kam Mitternacht heran; Grumfeld ritt zur Altenkühle, hart an ihren Rand. Es war eine stille, sternklare Nacht. Kein Laut, nicht einmal das Schreien eines Fuchses oder das Rufen eines Uhus ließ sich vernehmen. Der Schimmel stand und rührte kein Glied. Grumfeld betete still vor sich hin und wartete, daß die Turmglocken Mitternacht verkünden sollten. Da endlich lönten die Glodenschläge zu ihm herüber, erst von Uffeln, dann von Merzen, und zuletzt von Alshausen. Bei dem letzten Schläge richtete er sich empor und rief mit lauter Stimme: „Alle, kumm! geißt du mit?“ Da antwortete eine Stimme im Grabeston: „Löf! Den enen Schöb will id annüden, den annern anstrüppen, dann will id di Düwel wol kriegen!“

Doch in demselben Augenblick gab der Bauer seinem Pferde die Sporen, und in rasendem Laufe jagte das Tier dem Hofe zu, Alle in der Gestalt eines feurigen Rades hinterher. Näher und näher kam der Reiter dem Hause, aber auch immer näher kam das feurige Ungetüm. Da sieht der Bauer zu seinem Entsetzen, daß der untere Teil der Einfahrtstür, die er losgestellt hatte, wieder zugemacht ist. Doch er hat kaum Zeit, einen Gedanken zu fassen, da setzt das Pferd über die Tür auf die Diele, gerade in dem Augenblick, als das Rad den Reiter paden will. Das glühende Ungeheuer aber fährt mit Wucht in den Türpfosten, und eine grausige Stimme ruft: „Dat was di Düwel roen.“

Grumfeld war gerettet und hatte seine Wette gewonnen, aber der Ritt kam ihm dennoch teuer zu stehen, denn das Pferd stürzte nach dem Sprunge tot zu Boden. Der Angstschweiß lief dem Bauern

von der Stirne, und er versicherte hoch und heilig, daß er in seinem Leben nie wieder eine solche Wette eingehen werde.

Die Stelle, wo das glühende Rad in den Türpfosten gefahren war, konnte man noch lange nachher sehen; sie war ganz verholzt.

Das weiße Pferd.

Als in Alfhausen die Kirche gebaut und den Bewohnern die Arbeit sehr schwer wurde, stellte sich eines Tages auf dem Bauplatz ein glänzender Schimmel ein. Man spannte ihn vor einen Wagen, und nun brachte das Tier Tag und Nacht Bausteine aus Äffeln herbei, ohne von einem Fuhrmann gelenkt zu werden. Als der Bau vollendet war, verschwand es spurlos; niemand wußte, woher es gekommen und wo es geblieben war.

Fast dieselbe Sage geht auch von dem Kirchbau in Neuentkirchen bei Börden.

Hasentanz.

Ein Knabe aus Fürstenuau geht einmal des Abends zur Mühle, und als er an den Mühlendamm kommt, sieht er dort eine große Anzahl Hasen lustig tanzen und umherspringen. Verwundert bleibt er stehen und sieht dem munteren Treiben zu. Da kommt eins der Tierchen an ihn heran und will ihn ins Bein beißen. Das kommt dem Knaben merkwürdig vor, denn ein Hase ist sonst ein scheues Tier. Deshalb sagt er: „Gah hen, du bist nich van Gott, du bist van 'en Düwel!“ In demselben Augenblick ist die ganze Hasengesellschaft verschwunden, doch ruft einer von ihnen fortwährend: „Min sülwern Bäker! min sülwern Bäker!“ Schnell eilt der Knabe nach Hause und erzählt dem Vater den merkwürdigen Vorfall. Dieser fragt ihn, ob er sich auch genau die Stelle gemerkt habe, wo das geschehen sei, und als der Knabe dies bejaht, gehen beide dorthin und finden den silbernen Becher. Auf ihm war ein Name eingegraben, den sie jedoch nicht lesen konnten. Am anderen Morgen gingen sie zu einem Goldschmied. Dieser kaufte den Becher für einen hohen Preis, den Namen hat er aber auch nicht entziffern können.

Ankum.

Einst war ein Ritter mit seinem Sohne auf die Jagd gegangen. Bei Verfolgung eines Hirsches hatte sich der Knabe jedoch zu weit von seinem Vater entfernt und konnte ihn nicht wiederfinden. Bald hatte auch der Ritter den Sohn vermißt und machte sich auf die Suche nach ihm, aber auf sein Rufen erwiderte nur das Echo des Waldes. So wurde es Abend, und den Vater überkam große Angst um das Kind; war doch nicht die geringste Spur von ihm zu entdecken. Da fiel er auf die Knie und flehte zu Gott um Hilfe. Er gelobte, an der Stelle eine Kirche zu bauen, wo er das geliebte Kind wiederfinden würde. Und Gott erhörte sein Gebet; denn kaum hatte er sich wieder erhoben, da kam der Hund seines Sohnes zu ihm herangesprungen. Freudig folgte er dem treuen Tiere, und bald fand er den Knaben, der von dem Laufen ermüdet unter einem Baume eingeschlummert war.

Der Ritter aber hielt sein Gelübde und baute an jener Stelle eine Kirche; und weil er dort bei seinem Kinde wieder angekommen war, nannte er den Ort Ankum.

Eine andere Sage erzählt folgendermaßen. Die Edelleute auf dem Schultenhofe zu Rüssel und dem Meierhofe zu Holsten waren zum Christentum übergetreten und wollten nun eine Kirche bauen. Sie konnten sich aber lange Zeit nicht über die Baustelle einigen, denn jeder hätte das Gotteshaus gern nahe bei seiner Besizung gehabt. Endlich beschloßen sie, an einem Morgen bei Aufgang der Sonne aufzubrechen und sich entgegen zu gehen; wo sie sich treffen würden, sollte die Kirche gebaut werden. So geschah es, und der Ort, an dem sie zu gleicher Zeit ankamen und an dem dann die Kirche entstand, wurde Ankum genannt.

Der Kirchturm in Ankum.

Als die Kirche in Ankum gebaut wurde, wollte man einen so hohen Turm daneben errichten, daß er seinesgleichen im ganzen Lande nicht haben sollte. Er war auch schon zu einer solchen Höhe gediehen, daß man auf seiner Spitze die Engel des Himmels singen hören konnte. Aber da ging es bei ihm, wie bei dem Turmbau zu Babel. Riefen die Maurer von oben nach Kalk, so brachte man ihnen Steine, und verlangten sie diese, dann erhielten sie Kalk. Man konnte sich aus einer solchen Entfernung nicht mehr gegenseitig verständigen. Endlich hatte der Himmel ein Einsehen und kühlte den Stolz der Erbauer ab. Eines Tages erhob sich ein gewaltiger Sturm, bei dem die Spitze des Turmes abgebrochen und nach Bersenbrück verschlagen wurde. Hier

Befand man sie noch groß genug, um sie als Dach des eben erbauten Kirchturms benutzen zu können. Die Ankumer aber errichteten jetzt ein abgestumpftes Dach in geringerer Höhe über ihrem Turme, und dieser erhielt den Spottnamen: „De Ankumer Stumpe.“

Nach anderer Überlieferung hat der Sturm die Spitze nach Bippen getrieben, wo man sie dann benutzt hat.

Von den Gloden zu Ankum geht auch wie von vielen anderen die Sage, daß man vergessen hat, sie zu taufen. Daher seien sie durch das Schalloch in den Bippenschen Grund geflogen, wo sie am Weihnachtsfeste noch ertönen.

Der nächtliche Pflüger.

In der Gegend von Ankum lebte einst ein habgieriger und geiziger Bauer, der seinen Besitz dadurch zu vergrößern suchte, daß er beim Pflügen seines Aders die Grenzsteine weiter fortrückte. Als Strafe dafür kann er im Grunde keine Ruhe finden. Jede Nacht um zwölf Uhr erscheint er mit einem Gespann auf seinem früheren Ader, um ihn stets von neuem zu pflügen. Hart an den Grenzsteinen vorbei lenkt die Knochenhand den Pflug, Feuerfunken sprühen aus dem Eisen. Aber vollendet wird die Arbeit nie. Bei dem ersten Hahnenschrei verschwindet der Spukgeist, um in der nächsten Nacht von vorne wieder anzufangen.

Der Spedbod.

Zwischen den Gemeinden Ahausen und Druchhorn war ein Grenzstreit ausgebrochen. Man ging zum Gericht, aber der Prozeß zog sich in die Länge. Da meldete sich ein Mann, der allein die wahre Grenze kennen und sein Zeugnis durch einen Eid bekräftigen wollte. Für seinen Schwur bat er sich aber als Gegenleistung eine Seite Sped aus. Seine Forderung wurde bewilligt, und nun gab er die Grenze an. Sein Sinn war jedoch voll Arglist. Denn er hatte Erde aus Ahausen in seine Stiefel gelegt und betrog die Gemeinde Druchhorn, da er stets sagte: „Ich stehe jetzt auf Ahausener Erde.“ Die Strafe für seine Ruchlosigkeit blieb nicht aus; noch jetzt muß er jede Nacht mit einer Seite Sped auf dem Rücken über die Grenze der beiden Gemeinden wandern. Die Leute nennen ihn „Spedbod“.

Das Kloster zu Bersenbrück.

In Bersenbrück stand früher eine Burg der Ravensberger. Das Geschlecht starb jedoch aus, und der letzte Sproß war eine Jungfrau, die ihr Herz einem waderen Ritter geschenkt hatte. Doch kurz vor der Vermählung wurde dieser von einem Nebenbuhler erschlagen. Das Herz der unglücklichen Braut war durch den furchtbaren Schicksalsschlag gebrochen; die Welt hatte keinen Reiz mehr für sie. Ihr Schloß ließ sie zu einem Kloster machen, und sie selbst zog als erste Nonne ein, um im Gebete und in frommer Übung Trost und Frieden zu finden.

Der Teufel am Mühlenbach.

Oberhalb der Feldmühle bei Bersenbrück befindet sich ein Teich, in den das Wasser eines Baches mündet, um an der anderen Seite wieder herauszutreten. An den Ufern des Baches stand in alter Zeit ein dichter Wald, in dem der Teufel wohnte und sich mit dem Wasser vergnügte. Als nun das Kloster zu Bersenbrück gestiftet war, bauten die Nonnen eine Mühle und setzten in den Bach ein Stauwerk. Darüber geriet jedoch der Teufel in Unwillen, denn er beanspruchte den Bach für sich. Wütend kam er daher des Nachts und riß das Stauwerk auf, so daß das Wasser abfloß und der Müller am anderen Morgen nicht mahlen konnte. Als der Böse von seinem Treiben nicht abließ, wurde er von einem Priester mit dem Kreuze gebannt; aber man mußte ihm zugestehen, daß er jedes Jahr einen Hasensprung näher kommen darf.

Dort wo der Bach in die Hase mündet, treibt des Nachts ein Spulgeist sein Wesen. Es ist ein Mann, der sich in seinem Leben an Kirchengut vergriff und es in die Hase warf. Sein Frevel wurde schwer bestraft; er verunglückte bei einer Rahnfahrt und ertrank. Nach seinem Tode aber konnte er keine Ruhe finden. Jede Nacht muß er die Todesangst, die er bei seinem Unglücksfall ausstand, wieder durchmachen. Laut um Hilfe rufend klammert er sich jedesmal nach Anbruch der Dunkelheit an den Weiden, die weit in das Wasser hineinragen. Der Teufel kommt dann und befreit ihn aus seiner Lage, und beide wandeln darauf im Walde umher.

Das Gewitter.

Als noch in Bersenbrück das Kloster bestand, zog einst an einem schwülen Sommertage nach langer Dürre ein furchtbares Gewitter

am Himmel auf. Heulend segte der Sturm über das Land, und Blitz auf Blitz durchzuckte die dunkeln Wolkenmassen, von Donnertrachen begleitet. Da warf sich eine Nonne vor dem Altare der Klosterkirche nieder und betete um Schutz für das Kloster, für das Dorf und die Wanderer auf einsamer Flur, um Schonung der Früchte auf den Feldern und Ädern. „Und wenn mein Tod, o Herr,“ so sagte sie, „irgend ein Unheil abwenden kann, so nimm meine Seele hin.“ Da zuckt ein furchtbarer Blitz auf, ein heftiger Donnerschlag ertönt, und — erschlagen liegt die Nonne auf den Stufen des Altars; Gott hatte ihr Opfer angenommen. Das Gewitter hatte sich verzogen, ein strömender Regen ging nieder, die lechzende Erde erquidend.

Der ungerechte Schulze.

In Nortrup lebten vor vielen Jahren zwei Jungfrauen, die von freiem Stande waren, aber von einem geizigen Gutsbesitzer jener Gegend als Leibeigene seines Hofes beansprucht wurden. In ihrer Bedrängnis wandten sich die Jungfrauen an den Schulzen von Nortrup und legten ihm ihre Freibriefe vor, in der Hoffnung, bei ihm Hilfe zu finden. Der Schulze aber war ein schlechter Mensch und von dem Gutsherrn bestochen. Er setzte sich nun mit den Papieren an das Herdfeuer, anscheinend, um besser lesen zu können. Aber in seiner Arglist ließ er — scheinbar aus Unvorsichtigkeit — die Urkunden in das Feuer fallen. So waren die Jungfrauen ihres Mittels beraubt, um ihre Freiheit beweisen zu können, und mußten dem habgierigen Herrn als Mägde dienen.

Den Schulzen jedoch erteilte die Strafe für seine Schlechtigkeit. Bald darauf wurde er krank und starb. Aber er konnte im Grabe keine Ruhe finden. Jede Nacht legte er sich als schwarzer Hund hinter den Herd, an dem die Uebeltat geschehen war, und gab flüchtige Töne von sich. Wenn die Magd am Herdfeuer Licht angezündet hatte, legte er ihr seine Tazen auf die Schultern und blies das Licht wieder aus. Oft erschreckte er das ganze Haus, indem er als feuerprühender Höllenhund zur Thür herein sprang.

Die Bewohner des Hauses konnten dies Treiben bald nicht mehr ertragen und holten einen Geistlichen, der den Hund bannen sollte.

Doch der Hund gebärdete sich so wütend, daß der Geistliche sich fürchtete und nichts ausrichtete. Da rief man den Pastor von Alfhausen. Dieser bannte den Spußgeist in einen engen, mit Weihwasser beschriebenen Kreis und zulezt auf einen Wagen, um ihn fortfahren zu

lassen. Als dies der Hund merkte, fing er an zu jammern und flehte, ob ihn denn keiner mehr sehen wolle. Da sagte der jüngste Sohn des Hofes: „Einmal möchte ich meinen Vater doch noch sehen.“ Raum hatte er das gesagt, da war der Bann gebrochen, und der Hund wütete ärger als zuvor auf dem Hofe. Endlich gelang es jedoch dem Geistlichen mit vieler Mühe, ihn abermals auf den Wagen zu bannen, nachdem er den Leuten eingeschärft hatte, ja nicht auf die Bitten des Geistes zu antworten. Der Hund versuchte wiederum seine List anzuwenden, sie gelang ihm aber nicht. Jetzt fuhr man mit dem Wagen fort, doch der Spulgeist wollte auf alle Weise verhindern, daß er fortgeschafft würde. Er machte sich schwerer und immer schwerer, so daß acht Pferde ihn kaum ziehen konnten. Als man endlich auf einer Wiese ankam, brückte er so stark auf den Wagen, daß er ihn durchbrach und auf die Erde fiel. Hier bannte ihn nun der Geistliche, aber der Geist flehte, man möge ihm doch gestatten, jedes Jahr um eines Hasensprunges Länge sich dem Hofe wieder nähern zu dürfen. Es wurde ihm jedoch für jedes Jahr nur eine Näherung von der Größe eines Hahnentritts erlaubt. In der Wiese, die seitdem Seelhorst genannt wird, treibt der Geist des Nachts sein Unwesen, bis er nach Jahrhunderten zum Schulthenhof zurückgekehrt sein wird.

Auf ähnliche Weise wurde ein Bauer aus Bodtaden gebannt, der in seinem Leben viele Ungerechtigkeiten begangen hatte und nach seinem Tode wiederkehrte.

Schulden-Düwel.

Die Sage von dem ungerechten Schulzen wird auch noch in anderer Form erzählt, die von der obigen Schilderung in manchen Punkten abweicht. Auch sie möge hier Platz finden.

In alter Zeit lebte auf dem Schulzenhofe in der Gemeinde Nortrup ein Bauer, der an Ungerechtigkeit, List und Verschlagenheit alle schlechten Menschen jener Zeit übertraf. Er stand mit dem Teufel im Bunde und wurde daher Schulden-Düwel genannt. Die Gemeinde Nortrup hatte zu seiner Zeit einen Grenzstreit mit dem Nachbarortse Suttrup. Die auf Schweinsleder geschriebenen Grenzurkunden lagen auf der Langelage aufbewahrt. Dorthin geht nun eines Tages der Schulze und bittet, daß man ihm die Urkunden zur Einsicht übergeben möge. Nach langem Zaudern kommt man seiner Bitte nach; aber der Ruchlose wirft die Schriftstücke in den Brunnen, der in demselben Augenblick vom Teufel verschüttet wird. Suttrup verlor dann den Prozeß

und mußte viel Land an Nortrup abtreten, dazu auch die hohen Gerichtslosten bezahlen; konnte es doch nach Vernichtung der Urkunden seine Rechte nicht beweisen.

Als der Bauer nach diesem Bubenstreiche nach Hause zurückkommt, wartet dort ein Freifräulein auf ihn, das ihm seinen Freibrief zur Prüfung vorlegen will. Der Schulze setzt sich mit dem Schriftstück an das Herdfeuer und stellt sich so, als wenn ihm das Lesen der Urkunde große Schwierigkeit bereite. Schließlich heuchelt er sogar große Ermüdung und läßt den Freibrief in das Feuer fallen. So war die Jungfrau des Beweises ihrer Freiheit beraubt, und der Bauer behält sie als Magd auf seinem Hofe.

Doch bald darauf starb der Schulze und wurde nach altem Herkommen auf einem mit vier Pferden bespannten Wagen zu Grabe gefahren. Aber er konnte keine Ruhe finden. In der dritten Nacht nach seinem Begräbnis flog er als Rabe über den Schwedsberg nach dem Schulzenhofe zurück und verwandelte sich hier in einen schwarzen Hund. Jede Nacht trieb er von nun an auf dem Hofe sein Unwesen, lärmte und wälzte sich in der Asche des Herdes, an dem er seine letzte Untat begangen. Des Morgens saß er als schwarze Rabe mit glühenden Augen im Kuhstall.

Als er es jedoch endlich zu arg trieb, ging der Anerbe des Hofes nach Antum zu den Geistlichen, um sie um Hilfe zu bitten. Der Kaplan versprach ihm, den bösen Geist zu bannen, und machte sich sogleich mit ihm auf den Weg. Als die beiden auf dem Hofe ankommen, gebärdet sich der Hund noch toller als zuvor. Wütend sieht er mit seinen glühenden Augen den Geistlichen an, seine Schnauze ist mit Schaum bedeckt, und er wirft dem Kaplan vor, daß er Roggen gestohlen habe. An den Schuhspinnallen des Geistlichen waren nämlich unterwegs Roggenähren haften geblieben. Den Kaplan befällt große Angst, und ohne etwas auszurichten, läuft er davon.

Jetzt geht der Bauer nach Kappeln und holt einen Pater, einen rechten „Teufelsbänner“. Dieser beschreibe mit Weihwasser einen Kreis um den tobenden Hund und bannt ihn zuletzt auf den stärksten Wagen jener Gegend, auf dem das Untier mit Ketten festgebunden wird. Da die Frauen, die unterdessen am Kaffeetisch sitzen, zu viel schwächen, verbietet der Pater jedes Sprechen, da er sonst die Macht über den Bösen verliere. Schulden-Düwel macht sich aber auf dem Wagen so schwer, daß vier Pferde ihn nicht ziehen können. Als nun noch zwei starke Schimmel vorgespannt werden, geht das Gefährt langsam zum Tore hinaus. Der Hund versucht, alle seine Künste anzuwenden, um wieder los zu kommen; aber der Pater hält ihn im Banne. So war man etwa eine halbe Stunde lang gefahren, da verlegt sich Schulden-Düwel aufs

Bitten und spricht zu seinem Sohne: „Mein liebes Kind, bedenke doch, was du tust! Kennst du denn nicht das vierte Gebot? Du vertreibst den Herrn von seinem Hofe.“ „Mein Vater — —“ antwortet der Sohn, doch kaum hat er angefangen zu reden, da sinkt der Böse mit den Worten: „Hier schö ji mi wall liggen laoten (Hier sollt ihr mich wohl liegen lassen)“ durch den Wagen in den Erdboden. An diesen Ort wurde er nun festgebannt, doch mußte man ihm bewilligen, daß das erste lebende Wesen, das über sein Grab gehe, ihm verfallen sein solle. Auch wurde ihm erlaubt, sich jedes Jahr um so viel dem Hofe wieder zu nähern, als ein Hahn rüdlings über einen Besenstiel springen kann. Das macht alle sieben Jahr einen Hasensprung aus. Als kurze Zeit darauf ein Kind des Hofbesizers Pflug auf jener Stelle weidete, wurde es von unsichtbarer Hand zerrissen, und man hörte ein großes Freudengeheul. Der Ort, wo Schulden-Düwel begraben liegt, heißt bis auf den heutigen Tag Seelhorst.

Gesehen hat man Schulden-Düwel nie mehr; doch scheint er kurz vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges wieder auf dem Schuldenhofe gewesen zu sein. Denn damals brannte das alte Erbwohnhaus nieder.

Der Käseberg.

In der Bauerschaft Talge liegt auf dem Besitztume des Kolonen Kl. Warnefeld ein kleiner Hügel, der Käseberg. In diesem ist ein großer Schatz verborgen, der vom Teufel behütet wird. Ihn wollte einst der Bauer heben und bestellte auf einen bestimmten Tag alle seine Heuerleute, die dann auch mit Spaten und Hade kamen. Man begab sich zu dem Hügel, Warnefeld legte allen das tiefste Stillschweigen auf, denn sonst wäre die Arbeit umsonst, und dann ging man ans Werk. Ohne ein Wort zu sagen, schaufelten die Arbeiter wader darauf los, und bald waren sie schon ein beträchtliches Stüd tief in die Erde hineingekommen. Da plötzlich stießen sie auf einen harten Gegenstand, sie gruben ihn aus, und er stellte sich ihnen als eine große eiserne Kiste dar, in der unermehliche Schätze verborgen sein mußten. Stride wurden hinabgelassen, und dann wurde der Schatz mit Anstrengung aller Kräfte in die Höhe gezogen. Schon will man ihn mit einem letzten Ruck auf festen Grund setzen, da halten plötzlich alle vor Staunen und Verwunderung an. Denn sieh! auf der Landstraße kommt ein mit Heu beladener Wagen dahergefahren, von vier Gänsen gezogen und von einem Fuchse als Führer begleitet. „Rief es! rief es!“ ertönte es aus dem Munde der vor Verwunderung starren Schatzgräber. Doch o

weh! Raum haben sie das gerufen, da stürzt der Schatz wieder in die Tiefe, und niemand hat ihn seitdem wieder gesehen.

Der Fuhrmann des sonderbaren Gefährtes aber war der Teufel gewesen, der so die Schatzgräber dazu bringen wollte, ihr Schweigen zu brechen. Sein Plan war gelungen, und jetzt hütet er seinen Schatz noch sorgfamer als zuvor.

Das Geld des Teufels.

Einst ging der Bauer Warnefeld aus Talge in seinem Walde spazieren und kam bald an eine kleine Lichtung. Doch hier bot sich ihm ein seltener Anblick dar. Auf dem Boden lag der Teufel ausgestreckt und sonnte in einer großen Wanne einen Haufen Goldstücke. Leise schlich sich der Bauer wieder fort, um an den folgenden Tagen wieder dorthin zu gehen. Aber jedesmal machte er die gleiche Entdeckung. Da ergriff ihn die Gier nach dem Gelde, und endlich fand er ein Mittel um sich in seinen Besitz zu setzen. An einem Morgen ging er schon früh zu jener Stelle, versteckte sich in den Zweigen eines Baumes und wartete, bis der Teufel kam. Raum hatte dieser das Gold wieder ausgebreitet, da warf der Bauer eine Münze, auf der ein Kreuz geprägt war, in die Wanne. Wütend mußte der Böse nun von seinem Schätze ablassen; das Kreuz hatte ihm die Macht darüber genommen. Warnefeld aber brachte das Geld in sein Haus und wurde so der Reichste im Orte.

Doch jene Lichtung suchte er immer wieder auf, vielleicht in der stillen Hoffnung, noch mehr Schätze zu erlangen. Aber das war sein Verderben. Denn der Teufel sann auf Rache, und eines Tages warf er ihm oben aus einer Eiche einen dicken Ast an die Beine und traf den Unglücklichen so heftig, daß er zum Krüppel wurde.

Den Nachbarn ging das harte Geschick des Warnefelds sehr zu Herzen, denn er hatte sich ihnen stets dienstwillig gezeigt, und mancher hatte große Wohlthaten von ihm empfangen. Sie erfannen nun eine eigentümliche Art und Weise, um ihm ihren Dank und ihr Mitgefühl auszusprechen. Er sollte von ihnen soviel Wiesengrund als Eigentum erhalten, als er an einem Tage mit seinen lahmen Beinen umkriechen könne. Zu jener Zeit gehörten die Wiesen und Weiden nämlich noch der ganzen Gemeinde. Warnefeld ging auf dies Anerbieten ein und umtroch an einem Tage ein bedeutendes Stück Wiesenland, das damit sein Eigentum wurde; es ist die jetzige „Graute Rerenwiese.“

Badbergen.

In Ankum lag eine reiche Witwe schon seit langer Zeit krank danieder. Alle Heilmittel, die sie anwandte, waren vergebens. Da nahm sie in flehendem Gebete zu Gott ihre Zuflucht und gelobte, im Falle ihrer Genesung dort eine Kirche zu bauen, wo sich eine in Ankum aufgelaufene Gans niedersehe. Sogleich besserte sich ihr Zustand, und bald konnte sie das Krankenlager verlassen. Gleich darauf kam sie ihrem Gelübde nach. Eine Gans wurde in Ankum losgelassen, und diese flog über Druchhorn, Suttrup und das Behser Bruch und setzte sich endlich am Fuße eines Sandhügels nieder, wo sie sich in einem Moraste badete. Hier errichtete nun die Witwe die versprochene Kirche. Als sich dann später Menschen dort ansiedelten, nannte man den Ort Badbergen, weil sich die Gans dort am Berge gebadet hatte.

Hill'gen Hall.

Bei Badbergen lag früher ein Sandhügel und auf ihm ein großer Stein. Als einst ein Riese durch diese Gegend kam, schüttete er unterwegs seine Holzschuhe aus, wobei auch ein Stein mit herausfiel. Davon entstand jener Hügel. An seinem Fuße wurde die obengenannte Kirche gebaut, die dann später durch eine andere ersetzt wurde.

Die Mohrenhand.

Auf der Besizung Siemering zu Langen bei Badbergen befand sich Jahrhunderte lang ein schwarzer Knochen mit verdorrter Haut, der ungefähr die Gestalt einer abgehauenen Hand hatte. Man nannte ihn daher allgemein die Mohrenhand. Diese Hand hatte die merkwürdige Eigenschaft, daß sie stets zum Hofe zurückkehrte, wohin man sie auch bringen mochte. Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, in dem sich auch ein Sohn von Siemering's Hofe unter die Schweden anwerben ließ, wurde sie von Knechten, die Kriegszuhren nach dem Rheine leistn mußten, mitgenommen und in den Strom geworfen. Als die Knechte nun wieder heimkamen, war auch die Hand wieder dort und lag genau an ihrem früheren Plage. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde sie jedoch in der Wand des Kellers eingemauert und ist seitdem nicht wieder gesehen worden. Doch wie kam sie überhaupt auf den Hof? Darüber wird folgendes berichtet.

Es war in einer stofffinstern Nacht, als der Knecht des Hofes, der auf der sogenannten Kloppeuburg über dem Pferdehülle schlief, über sich in der Luft Sturm und Geprassel vernahm und dazwischen das Hallo von Jägern und das Gebell einer Meute Rüben. Da merkte er, daß die wilde Jagd, die Jöjagd, über ihn hinziehe. Voll Übermut öffnete er das Fenster und rief in die Nacht hinaus: „Vör mi auf mit!“ Kaum hatte er die Worte gesprochen, da fuhr ein dunkler Gegenstand blitzschnell zu ihm ins Fenster. Doch da es dunkel war, konnte er nicht unterscheiden, was es war; auch konnte er nicht sehen, wohin es gefallen. Voll Entsetzen schloß er das Fenster und legte sich wieder zu Bett, konnte aber die ganze Nacht vor Aufregung kein Auge zutun. Als aber die Dämmerung des Tages anbrach, da sah er vor sich auf dem Bette einen schwarzen, blutigen Fleischklumpen, eine abgehauene Mohrenhand, den verlangten Anteil an der Beute des wilden Jägers. Von Grausen ergriffen warf er die schredliche Masse zum Fenster hinaus, aber sogleich kehrte sie wieder. Was man auch anstellen mochte, man konnte sich ihrer nicht entledigen, und seit der Zeit war Unglück im Hause. Ganze Geschlechter starben aus, und Fremde kamen auf den Hof. Wenn die Hand sich bewegte, mußte einer auf der Stätte sterben, so daß man, wenn wieder ein Sterbefall auf dem Hofe vorgefallen war, sagte: „De swarte Hand heww sid weer röget.“

Die Mohrenhand duldete auch nicht, daß am Samstag in dem Hause gesponnen wurde. Einst wollte die Magd es dennoch versuchen und setzte sich mit dem Spinnrade in einen Braubottig. Aber auch hier zeigte sich die schwarze Hand, um die Spinnerin zu vertreiben.

Die ewige Jagd.

An dem Wege von Ankum nach Buppen, nahe dem zuletzt genannten Orte, lag früher eine Burg, eine Besizung des Ritters Hade. Die Stellen, wo die Mühle und der Mühlenleib der selben gelegen haben sollen, werden noch jetzt gezeigt. Der Burgherr war ein überaus leidenschaftlicher Jäger, der selbst an den Sonn- und Feiertagen dem Waidwerk huldigte. So war er auch einst am Ostermorgen auf der Jagd, während in Buppen die Gloden zur Kirche riefen; aber das Glück war ihm nicht hold. Ohne auch nur einen Hasen gesehen zu haben, kehrte er mißgestimmt nach Hause zurück. Doch sollte ihn heute die Strafe für seine Sonntagsentheiligung treffen. Der Teufel hatte sich in ein Hasenfell gesteckt und hodte vor der Tür des Hauses. Als der Junter den

vermeintlichen Hasen sah, rief er: „Den Hasen muß ich haben und wenn ich bis zum jüngsten Tage hinter ihm her jagen müßte!“ Er hezte die Hunde an, aber in demselben Augenblicke hob sich der Teufel in die Lüfte, der Jäger mit den Hunden hinter ihm her. Zu gleicher Zeit versank die Burg in die Erde. Der Ausruf des Ritters wurde zur Wahrheit; bis zum jüngsten Tage zieht er als Jöjäger mit lautem Hallo und Hundegebell durch die Lüfte, immer hinter dem Hasen her, ohne ihn zu erjagen.

Als einst ein Bauer am Christabend die Einfahrtstür offen gelassen hatte, legte sich die ganze wilde Jagd auf die Schwelle, und der Jäger sagte, er werde nicht eher fortgehen, als man ihm ein Brot herausgebracht habe. Sogleich kam man seinem Verlangen nach, aber dann mußte man ihm noch versprechen, jedes Jahr am Weihnachtsabend an einer bestimmten Stelle im Holze ein Brot hinzulegen. Viele Jahre lang ist dies auch geschehen.

Ein anderer Bauer setzte, als er die wilde Jagd über seinen Hof hinweg gehen hörte, einige Schüsseln mit dicker Milch auf die Diele. Bald vernahm man, wie die Hunde der wilden Jagd die Milch hastig ausschürfteten, um dann mit freudigem Gebell wieder in der Luft zu verschwinden.

Der Reißberg.

Auf einem Bauernhofe bei Bippen lebten einst zwei ungeratene Töchter, die durch ihr leichtfertiges Wesen den Eltern große Sorge bereiteten und bei den Nachbarn Anstoß erregten. Einst wollten sie nun an einem Weihnachtsabend nach Bippen zur Kirche, um sich in ihren neuen Kleidern bewundern zu lassen. Unterwegs aber wurden sie an einem waldigen Hügel von Wölfen angefallen und zerrissen. So hatte sie für ihre Eitelkeit eine furchtbare Strafe getroffen; jener Hügel wurde seitdem Reißberg genannt.

Schwagstorf.

Als man in der jetzigen Gemeinde Schwagstorf eine Kirche bauen wollte, bestimmte man als ihren Standort einen Platz in der Nähe des Westschen Hofes in Hallenstede. Doch kaum war der Bau zur Hälfte fertiggestellt, da riß der Teufel sämtliche Mauern in einer Nacht bis auf den Grund nieder. Man begann den Bau aufs neue, aber

auch dieses Mal wurde er auf gleiche Weise zerstört. Jetzt glaubte man, daß Gott diese Stelle für die Kirche nicht angenehm sei, und beschloß, sein Urtheil zu erfragen. Zu diesem Zwecke wurden einem Schwane an der Unglücksstelle die Augen ausgestochen. Dann ließ man das Tier fliegen und an der Stelle, wo es sich niederließ, entstand darauf die Kirche. So kam es, daß das Gotteshaus ganz an der äußersten Grenze der Gemeinde liegt. Diese aber erhielt den Namen Schwanendorf, der sich später zu Schwagsdorf und vor etwa 50 Jahren zu Schwagstorf ausbildete. In seinen Mähigkeitsliedern sagt Seling:

Hast Schwagsdorf deinen Namen
Von einem schönen Schwan;
Er kam von fern geflogen
Und wies den Platz dir an.
Des Schwanes weißer Schimmer
War immer auch dein Kleid,
Der Unschuld und der Tugend
Warst du von je geweiht.

Dieselbe Sage wird von der Kirche in Bippin, der Mutterkirche Schwagstorks, erzählt. Diese sollte auf der Wartelshöhe, einer Erhebung zwischen Bippin und Hartlage, erbaut werden; der angefangene Bau stürzte aber auch hier mehrmals wieder ein.

Eine ähnliche Sage geht von der Kirche in Hunteburg. Um einen Platz für sie zu bestimmen, ließ man eine Taube, nach anderen eine Ente, auffliegen. Wo sie sich setzte, wurde die Kirche gebaut.

Hexenmahl am Queckenberg.

Einst kam ein Wanderer aus Settrup des Nachts an den Queckenberg bei Klein-Bokern. Da sah er in der Ferne ein Feuer leuchten, und als er darauf zuging, erblickte er einen großen Kreis von Frauen, die alle um eine prächtige Tafel saßen. Jede von ihnen hatte etwas für das Mahl mitgebracht. Ohne sich lange zu bedenken, setzte sich der Wanderer auch mit an den Tisch. Als bald kam ein Koch und fragte jede von den Frauen, was sie mitgebracht habe; da nannte die eine diese, die andere jene Speise. Als aber die Reihe an den Fremden kam, versetzte er dem Koch einen Schlag und sagte: „Id hew 'en Slag, den use Herrgott 'en Düwel gaw.“ Raam hatte er das gesagt,

da war die ganze Gesellschaft verschwunden. Der Kessel aber, der über dem Feuer hing, blieb zurück, und ihn nahm der Wanderer mit nach Settrup, wo er noch lange nachher aufbewahrt wurde.

Der Holenberg.

Auf dem Holenberge bei Klein-Bokern treibt der Teufel sein Unwesen. Besonders gereicht es ihm zum Vergnügen, die nächtlichen Wanderer in Schreden zu jagen. Er legt sich ihnen auf die Schultern und läßt sich dann bis an die Grenze seines Gebietes tragen.

Ein Mann aus Bippen wollte jedoch nie an dieses Treiben des Bösen glauben, bis er durch eigene Erfahrung eines Besseren belehrt wurde. Einst mußte er nämlich am späten Abend an dem Holenberg vorbei. Um sich ein wenig auszuruhen, setzte er sich auf einen Stein am Wege, doch da fühlte er plötzlich, wie sich zwei Arme um seinen Hals spannten. Erschreckt sprang der Mann auf und lief davon, so schnell er nur konnte. Aber der Teufel, denn er hatte sich an ihn angeklammert, ließ nicht von ihm, sondern lastete schwer auf den Schultern des Armen, der schon zusammenzubrechen drohte. Endlich zeigte sich der Rand des Waldes, und hier mußte der Teufel von seinem Opfer ablassen, da hier die Grenze seines Reiches war. Zitternd und bebend wegen des ausgestandenen Schredens kam der Mann nach Hause; von seinem Zweifel war er gründlich bekehrt, und nichts konnte ihn jemals wieder bewegen, zu nächtllicher Stunde am Holenberg vorbeizugehen.

Auch an anderen Orten im Bersenbrüdischen geht der Teufel spuken, so auf dem Swetsberge bei Antum als „Schleppenföllen“. Auf dem Doenlande in Uslage treibt ebenfalls ein schleppendes Ungeheuer sein Unwesen.

Das Gnadenbild.

In Menslage, das früher Rosental hieß, stand in alter Zeit ein Kloster, in dem sich ein wundertätiges Marienbild befand. Einst war jedoch das Gnadenbild plötzlich verschwunden, und nach langem Suchen fand man es dort, wo jetzt das Stift Börstel liegt. Hoherfreut brachte man es wieder ins Kloster, aber es dauerte nicht lange, da vermißte man es schon wieder. Es wurde aber auch jetzt an derselben Stelle gefunden, wo man es das erste Mal fand. Dieser Vorgang wiederholte sich mehrmals, und da beschloß man, das Kloster nach Börstel zu verlegen, denn darauf konnte das wunderbare Verschwinden des

Bildes doch nur abzielen. So kam das Kloster nach Birstel, wo die Gebäude desselben noch jetzt vorhanden sind.

Als aber zur Zeit der Reformation auch die Nonnen den neuen Glauben annahmen, da spiegelte sich tiefe Trauer in den Gesichtszügen des Bildes wieder, und oft vergoß es bittere Tränen. Endlich kamen die Leute, die noch den alten Glauben hatten, und führten das Gnadenbild in feierlicher Prozession fort. Das Bild zeigte ihnen selbst den Weg, den sie gehen sollten, denn es war so leicht, als wenn es von unsichtbaren Engeln getragen würde; bog man aber vom rechten Wege ab, dann wurde es so schwer, daß vier Pferde es nicht ziehen konnten. So kam man bis nach Telgte. Hier fing das Bild an zu lächeln, und daraus schloß man, daß es dort bleiben wolle. Es wurde daher in der Telgter Kirche aufgestellt, wo es noch jetzt alljährlich das Ziel vieler Wallfahrten bildet.



Kreis Lingen.

Machurius.

Als die erste Morgenröthe der christlichen Lehre über die öden Gegenden der Mittelelms aufging, hauste in der Gegend, wo jezt die Stadt Lingen liegt, ein im Emsgau weit und breit gefürchteter Häuptling, Machurius oder Michorius mit Namen. Grausamkeit und Tücke und ein unwiderstehlicher Hang, anderen Böses zuzufügen, bezeichneten alle seine Handlungen. Lange hatten seine Nachbarn geduldig vieles von ihm ertragen, ohne ein Mittel zu finden, sich zu rächen. Endlich vereinigten sie sich, überrumpelten zur Nachtzeit mit einer zahlreichen Schar leibeigener Knechte die Burg des Unholds, erschlugen die Bewohner, die sich ihnen widersehten, zündeten die Burg an und besetzten alle Ausgänge, um den Häuptling lebendig zu fangen. Dieser hatte sich nach tapferer Gegenwehr und aus vielen Wunden blutend in das Innere zurückgezogen. Vergeblich wartete man auf ihn, er wurde nirgends gesehen, und als die Burg in Schutt und Asche zusammenstürzte, hielt man ihn für verbrannt. Man schritt deshalb zur Verteilung der Beute und der Besizungen des überwundenen Feindes. Doch die Sieger wurden des neuen Ländererwerbes nicht froh. Kaum war nach Zerstörung der Burg ein halbes Jahr verflossen, so hörte man bald hier, bald dort von einer neuen Greuelthat, wie sie Machurius früher ausgeführt hatte, und es dauerte nicht lange, so überzeugte man sich, daß der Geist des besiegten Ritters sein altes Unwesen treibe und auf seinen früheren Besizungen teuflische Bosheit ausübe. Diese Macht hatte er vom Teufel empfangen. Als er nämlich in jener für ihn verhängnisvollen Nacht vor Wut schäumend und vor Schmerz heulend sich in das Innere seiner Burg zurückgezogen hatte, sein nahes Ende fühlte und in dumpfer Verzweiflung dasaß, standen plötzlich zwei Gestalten an seiner Seite; zur Rechten ein liebliches Wesen in langem, weißem Gewande, ihm Ruhe, Frieden und Leben in jener Welt verheißend, wenn er von Herzen bereue und vergebe. Zu seiner Linken stand eine magere, häßlich grinsende Gestalt, ihm Rache an seinen Feinden versprechend, wenn

er sechs Monate des Jahres ihr Eigen sein wolle. „Gibst du mir Gelegenheit zur Rache,“ schrie Machurius, „so bin ich dein Eigen, und wärest du auch der Fürst der Finsternis. Tunkte nur die Feder in diese meine Wunde, ich muß ja wohl mit Blut den Vertrag unterschreiben.“ „Erraten,“ sprach die Gestalt, „doch aus der Wunde darf kein Blut zur Unterschrift genommen werden; mit dieser Nadel rize nur deine linke Seite und unterzeichne dies Papier.“ So geschah es, und seufzend verschwand die Gestalt zur Rechten, während der Fürst der Hölle hohnlächelnd den Sterbenden anblickte und, als der Atem entflohen war, ihn mit seinen Krallen erfaßte und durch die Lüfte entführte.

So war Machurius denn verflucht, sechs Monate des Jahres dem Teufel eigen zu sein, während er den Rest des Jahres seiner Rache und Bosheit als Geist auf Erden leben konnte. Und so arg trieb er sein Wesen, daß bald jedes menschliche Wesen das Gebiet, wo er herrschte, mied, und nur noch der nächtliche Wanderer, der durch diese Gegend kam, des Geistes Tüde erfuhr.

So verfloßen Jahrhunderte; öde und verlassen blieb die Gegend, wo der Geist des Machurius hauste, und war weit und breit so verrufen, daß selbst der von innerem Grauen ergriffen wurde, der am hellen Tage durch sie hindurch kam.

Da faßte endlich einer der Söhne des Grafen von Tiedlenburg — die Gegend war schon seit langer Zeit in dem Besitz dieses Geschlechtes — den Entschluß, sich dort eine Burg zu bauen. Er kam von einer Fahrt nach Palästina und sehnte sich nach einem eigenen Herde. Der Prior eines nahen Klosters widerriet ihm und sagte, die Gegend stehe in einer lingua mala, sei verrufen wegen der Tüde des dort herrschenden Geistes. Doch dies konnte den Ritter von seinem Plane nicht abbringen, und er entgegnete: „Ich habe in Palästina schlimmere Geister gebändigt.“ Die Burg aber nannte er lingua mala; aus dieser Bezeichnung wurde dann allmählich das Wort Lingen.

Raum war jedoch die Burg fertig, als der Geist wieder sein altes Wesen trieb. Aus diesem Grunde fanden sich auch trotz der vorteilhaften Bedingungen, die der Graf stellte, nur wenige Ansiedler, so daß er genötigt war, Verbrechern und anderem Gesindel hier eine Freistätte zu eröffnen, um nur Bewohner in der neuen, von ihm angelegten Stadt zu erhalten. Je mehr aber die Stadt sich vergrößerte, desto mehr hörte man von den bösen Streichen des Geistes. Jetzt gelobte der Graf, ein Kloster zu stiften für Mönche, die es auf sich nehmen würden, den Geist zu bannen. Dazu fanden sich bald mehrere bereit, und als nun die Mönche die vom Grafen unterschriebene Stiftungsurkunde in Händen hatten, wurde der Tag bestimmt, an dem der Geist des Machurius gebannt werden sollte. Am Morgen dieses Tages

wurde eine feierliche Messe gelesen; alle Gläubigen der Umgegend vereinigten ihre Gebete mit dem des Priesters, damit das Unternehmen den gewünschten Ausgang haben möge. Dann gingen zwei Benediktiner-Mönche zu der Stelle, wo der Geist am liebsten weilte, umjogen den Ort mit einem Kreis von Kreuzzeichen, sprachen ein Gebet, riefen den Geist dreimal beim Namen und besprachen ihn durch geheimnisvolle Bannworte. Dann zwangen sie ihn, in einem bereitstehenden Wagen zwischen ihnen Platz zu nehmen, und fuhren mit ihm zum Lookentore (Fährtore) hinaus. Furchtbar gebärdete sich der Geist im Wagen und übte noch seine Tüde an dem Fuhrmann. Diesem war eingeschärft worden, sich nicht umzusehen, er möge im Wagen hören, was er wolle. Doch beachtete er diese Mahnung nicht, und kaum hatte er sich umgewendet, da saß sein Kopf verkehrt auf dem Rumpfe. Indessen fuhr der Wagen zur Ems. Während er aber auf dem Fährschiffe übergesetzt wurde, versuchte der Geist noch einmal seine Macht und drückte mit Hilfe des Bösen so schwer auf das Schiff, daß es jeden Augenblick zu sinken drohte. Sie kamen aber glücklich am anderen Ufer an und setzten ihre Fahrt fort bis tief in den Lohneschen Sand.

Hier wurde der Geist aus dem Wagen entlassen. Ihm wurde erlaubt, sich jährlich einen Hahneschritt der Stadt wieder zu nähern. Außerdem wurde ihm ein durchlöcherter Eimer gegeben; wenn er diesen mit Wasser gefüllt zur Stadt brächte, dürfe er dort bleiben. Jedem aber, der nicht an ihn glaube und ihm im Lohneschen Sande in den Weg komme, dürfe er seine Tüde fühlen lassen.

Mehrere Jahrhunderte sind seitdem verflossen, und der Geist hat sich schon bedeutend der Stadt wieder genähert. Viele Wanderer, die des Nachts durch jene Gegend gingen, haben ihn mit dem durchlöchernten Eimer im Wasser plätschern hören, denn er hofft, ihn füllen zu können. Nicht wenige haben auch in früheren Jahren, als noch keine Landstraße durch diese Gegend führte, ihren Unglauben an Machurius dadurch büßen müssen, daß sie sich in den Sandhügeln verirrtten oder so ermüdet wurden, daß sie oft kaum weitergehen konnten, oder auch über Wurzeln von Sträuchern fielen. Am Todestage des Machurius soll der Teufel, seitdem jener gebannt ist, in dem Hause, das auf der Stelle der Burg des Machurius steht, seine Bosheit üben.

Die drei Jungfrauen.

Eine Frau in Lingen hatte drei Töchter, die ihr viel Kummer und Sorge bereiteten, da sie mehr auf irdische Freuden als auf ihr Seelenheil bedacht waren. Oft ermahnte sie die Mutter zum Besseren,

ernstete aber nur Spott für ihren guten Willen. „Ihr werdet euch im Grabe noch danach sehnen,“ sagte sie, „das wieder gutzumachen, was ihr auf Erden verschuldet habt.“ Die Töchter jedoch lachten bei diesen Worten und entgegneten: „Wenn uns nur diese Sehnsucht käme und wir ihr folgen könnten. Denn es ist ganz angenehm, bisweilen das kalte Grab zu verlassen, um sich auf der Erde zu vergnügen.“ Entsetzt gebot ihnen die Mutter, solche vermessenen Reden zu unterlassen, man hörte aber nicht auf sie. Als sie einst in der Weihnachtsnacht zur Christmesse eilte und in die Dankeslieder der Gläubigen mit einstimmte, wurde sie sogar von ihren Kindern einfältig gescholten.

Es dauerte jedoch kaum zwei Jahre, da lagen die Töchter schon unter der Erde. Als nun das Weihnachtsfest wieder gekommen war, und die Gemeinde sich zum Gottesdienst versammelt hatte, da erschienen in der Kirche auch die drei Jungfrauen, tief verschleiert; sie setzten sich unter die Gläubigen und stimmten in den Gesang mit ein. Nach dem Segen des Priesters kehrten sie still in ihr Grab zurück. Seit dieser Zeit erscheinen sie an jedem Weihnachtsfeste in der Kirche, und viele wollen den Gesang der Jungfrauen gehört haben, die nach ihrem Tode das Versäumte nachholen müssen.

Der Fluch einer Sterbenden.

An der Stelle der jetzigen evangelischen Schule in Lingen stand vor langer Zeit ein Kloster. Einst klopfte an seine Pforte ein Jüngling, der mit der Welt zerfallen war, und bat um Aufnahme. Der Prior willfahrte seiner Bitte, aber erst sollte er das übliche Probefahr ablegen. Während dieser Zeit wies ihn der Prior öfters auf die Bedeutung und Tragweite seines Entschlusses hin und warnte ihn dringend, nicht nur deshalb der Welt zu entsagen, weil er in ihr Enttäuschungen erfahren habe. Doch der Jüngling beharrte bei seinem Vorsatz und legte nach bestandener Prüfungszeit die Gelübde ab. Den Prior sollte es nicht gereuen, ihn aufgenommen zu haben; er wurde einer der eifrigsten und pflichtgetreuesten Brüder.

Lange Zeit hatte er so schon dem Dienste Gottes gelebt, und Ruhe und Frieden waren in sein Herz eingekehrt. Da verlangte eines Tages eine kranke Frau nach den Sterbesakramenten. Sogleich machte er sich auf den Weg nach der Hütte, in der die Sterbende hauste. Elend und zerfallen lag sie dort auf der Erde, doch als der Mönch eintrat, richtete sie sich auf. Die Blicke der beiden begegneten sich, und Schrecken und Entsetzen spiegelten sich auf seinem Antlitze, Haß und

Rachsucht in ihren Zügen wieder. Mit der letzten Anstrengung ihrer Kräfte rief sie: „Ja, sieh nur her, ich bin es. Dich wollte ich noch einmal vor meinem Tode sehen, um dir zu fluchen. Jetzt ist mein Wunsch erfüllt. Durch deine Schuld bin ich in Sünde und Elend gefallen, du hast mein Lebensglück zerstört. Mögest du dafür im Grabe keine Ruhe finden, sondern als unruhiger Geist umhergehen und anderen zur Warnung dienen!“ Kaum hatte sie die schrecklichen Worte gesprochen, da sank sie erschöpft zurück; noch einmal atmete sie schwer auf, dann war sie verschieden.

Halb besinnungslos war der Mönch in seine Zelle zurückgekehrt. Mit seiner Ruhe war es vorbei, seine Kraft war gebrochen. Er verfiel mit jedem Tage mehr, und eines Morgens fand man ihn tot auf seinem Lager.

Der Fluch aber ging in Erfüllung. Er fand im Grabe keine Ruhe, sondern mußte als Spukgeist in den nächtlichen Stunden umherwandeln. Auch später, als das Kloster schon längst nicht mehr war, will man ihn seufzen gehört haben, und dort, wo früher das Kloster gestanden, hat schon mancher in später Abendstunde von unsichtbarer Hand Badenstreiche erhalten.

Die Hünenburg bei Emsbüren.

In der Gegend von Emsbüren haben sich in alten Zeiten oft Riesen aufgehalten. An dem Wege von Emsbüren nach Nordhorn liegt noch jetzt die sogenannte Hünenburg. Dort haben Riesen gehaust, die sich im Winter in ihrer Burg eingruben, im Sommer aber ringsum Streifzüge machten. Ein Bauer aus Drievorden wollte sich einmal mit ihnen einen Scherz erlauben und legte ihnen ein totes Schaf als Speise hin. Dies brachte die Hünen in solchen Zorn, daß sie dem auf seinem Pferde fliehenden Bauern nachsetzten. Dieser rettete sich nur mit knapper Not, denn das Pferd sprang in großem Saße über die Untertür auf die Diele des Hauses.

Die beiden Riesen.

Bei Emsbüren wohnten einst zwei Riesen, der eine in Mehringen, der andere im Lohner Holze. Eines Abends hatten sie verabredet, am folgenden Tage im Badofen bei den Mehringer Hünensteinen zusammen Brot zu baden. Als nun am anderen Morgen der Lohner Riese mit einem mächtigen Brotteig auf dem Schiebkarren bei den Hünen-

Steinen ankam, lag sein Genosse noch in der Hütte und schlief. Jener wunderte sich, wedte ihn und sagte: „Wie? Du liegst noch in der Hütte? Ich glaubte, gehört zu haben, daß du mit dem Schränner den Teigtrog austragtest. Davon bin ich erwacht, habe schnell meinen Teig bereitet und bin mit ihm schnell hierher gekommen.“ „O nein,“ antwortete der andere, „ich habe mich nur gekräft, wo es mich juckte.“

Der Riese in dem ehemaligen Urwalde bei Emsbüren.

Eine halbe Stunde von Emsbüren liegen die Mehringer Hünensteine. Riesen haben dort auf ihrer Wanderung die Holzschuhe ausgeschüttet, wobei auch diese Steine mit herausfielen. Als nun später wieder einmal ein Riese in diese Gegend kam und die Steine fand, spielte er mit ihnen nach Kinder Art, indem er einige von ihnen aufstürzte und diese dann mit anderen wieder umwarf. Durch den Lärm, den das Spiel verursachte, geriet ganz Emsbüren in den größten Schrecken. Die Einwohner befürchteten zitternd, der Riese könne jeden Tag kommen, um sie der Reihe nach auf seinem Butterbrote zu verspeisen. Da kam ein altes, mageres Schneiderlein auf einen klugen Einfall, dessen Ausführung jedoch mit der größten Lebensgefahr verbunden war. Aber der Schneider hatte Mut, und er wollte Emsbüren retten. Er sagte: „Gebt mir zwölf Paar verschliffener Schuhe! Diese binde ich paarweise zusammen, hänge sie um und gehe so zu dem gefürchteten Riesen.“ Seine Bitte wurde erfüllt, und ohne Zagen machte er sich auf den Weg. Als er bei dem Riesen anlangte, spielte dieser eben wieder mit den Steinen. Verwundert hielt er jedoch mit seiner Beschäftigung inne, als er den Schneider sah, und fragte: „Woher kommst du altes, mageres Kerlchen?“ Der Schneider antwortete: „Von Büren.“ „So, schon gut,“ erwiderte der Riese, „eben dorthin wollte auch ich; denn ich habe gehört, daß es dort manchen Lederbissen gibt. Was bedeutet es aber, daß du all diese Schuhe umgehängt hast?“ „Sieh,“ sagte der Schneider darauf, „alle diese Schuhe waren neu, als ich meine Reise antrat. Unterwegs sind sie jedoch verschliffen, und ich band sie zusammen, damit der Schuster sie flickt, wenn ich nach Hause komme.“ Da erstaunte der Riese und sagte: „Wenn Büren so weit noch entfernt ist, dann gehe ich lieber gar nicht dorthin. Scheinbar ist dort auch nicht viel zu holen, denn du altes trodenes Schnörpel-Kerlchen bist ja nichts als Haut und Knochen. Lauf deiner Wege!“ So kam der Schneider glücklich wieder zu Hause an; Emsbüren war gerettet.

Die Mehringer Hünensteine.

Als an den Ufern der Ems das Evangelium gepredigt war, wünschten die Neubekehrten auch ein Gotteshaus, aber sie wußten nicht, wie und wovon sie es bauen sollten. Da kam zum Meier in Ahlde ein merkwürdiger Gesell und erbot sich, in einer einzigen Nacht das Gotteshaus aufzubauen, wenn der Meier ihm dafür seine oder eines seiner Angehörigen Seele versprechen wolle. Falls er die Kirche vor dem ersten Hahnenschrei fertigstelle, solle der Vertrag gelten. Der Meier war leichtsinnig genug, auf die sonderbare Bedingung des unheimlichen Baumeisters einzugehen. Die beiden hatten jedoch, ohne es zu wissen, eine Lauscherin des Gesprächs gehabt — die Frau des Hofes. In der folgenden Nacht nun hörten die Bewohner der Umgegend ein furchtbares Getöse in der Luft, und bald sahen sie durch den grauen Schleier der Nacht auf einem Hügel in der Heide ein Gemäuer sich erheben, das in riesigen Blöden höher und höher stieg. Da wurde die Frau des Meier von Angst und Entsetzen ergriffen. Sie gedachte dessen, was sie am Abend vernommen hatte. Plötzlich kommt ihr ein Gedanke. Sie bekreuzigt sich, klatscht in die Hände und ruft mit weit hin schallender Stimme: „Kikeriki! Kikeriki!“ Dies hört der Hahn auf dem Hofe, sogleich stimmt er in den Ruf ein, und bald hört man alle Nachbarhähne antworten. Eben kommt der Teufel mit einem neuen Felsblock angefahren. Als er sich betrogen sieht, schleudert er ihn voll Wut und Zorn zur Erde und reißt den unvollendeten Bau wieder ein. Der Bauer aber heißt seit jener Zeit Hammeier (Hahnmeier); die gewaltigen, wirt durcheinander geworfenen Steine sieht man noch heute liegen.

Die Mehringer Rölke.

In alter Zeit führte der Weg vom unteren Emslande ins obere entlang der Ems und ging auch durch den Mehringer Wald. Hier befindet sich an einer Stelle eine Vertiefung, die an einen Burggraben erinnert. Die Sage berichtet, daß hier in der That eine Burg gestanden hat, und daß dort die Ems überbrückt war. Der Burgherr aber war ein Unhold und benutzte die einsame Lage des Ortes dazu, die Pilger und Wanderer, die dieses Weges kamen, in seine Behausung zu locken, sie zu berauben und zu ermorden. In tückischer Weise spannte er Fäden über die Emsbrücke, und beim Nahen eines Fremden wurde dadurch eine Glocke in der Burg in Bewegung gesetzt.

Einmal geriet nun auch ein Pilger, der von Jerusalem kam, in die Gewalt des Raubritters. Auch dieser verfiel dem gleichen Schicksal,

Das alle Vorbeiziehenden ereilt hatte. Im Tode jedoch verfluchte er den Mörder und sein Schloß, und noch in derselben Nacht versank die ganze Besizung mit ihrem Herrn in die Erde.

Die Schätze aber, die der Bösewicht zusammengeraubt hatte, erschienen manchmal in einem großen Kessel an der Erdoberfläche, von Feuersglut umgeben. Dies Feuer sah an einem Herbstabend ein Schäfer und trodnete daran seine vom Regen durchnäßten Holzschuhe. Als er sie jedoch am anderen Morgen anziehen wollte, waren sie mit alten Goldstücken gefüllt, und der Schäfer wurde ein wohlhabender Mann.

Sollte jemand einmal das Glück haben, jenen großen Kessel zu sehen, so braucht er nur unter tiefstem Stillschweigen einen Gegenstand in die Nähe der Glut zu bringen, um einen großen Schatz zu erlangen.

Die Fürbitte des hl. Ludger.

Einem Manne in Emsbüren war eine Pfeilspitze im Körper stecken geblieben, und die dadurch entstandene Wunde bereitete ihm lange Zeit die größten Qualen. Einst hatte er nun einen wunderbaren Traum, der ihn veranlaßte, eine Pilgersfahrt nach der neuerbauten Ludgerikirche in Münster zu geloben. Er trat die Fahrt auch wirklich an; unterwegs aber löste sich plötzlich die Pfeilspitze, und das Geschwulst brach auf. Der Pilger setzte gesund und munter seine Reise fort, um St. Ludger seinen Dank abzustatten; als Weihegeschenk brachte er ihm die Pfeilspitze dar.

Die Giwwel-Jagd.

Vor vielen, vielen Jahren hatte ein Bauer in Berge bei Emsbüren die Giwwel(Bönen)-Jagd im Hause. Jeden Abend hielt ein Schäfer mit etlichen Hunden bei ihm Einkehr. Die unheimliche Gesellschaft nahm hinter dem Herde Plag, und der Schäfer spielte mit seinen Hunden, sprach aber kein Sterbenswörtchen. Um des grausen Besuches ledig zu werden, ging der Bauer zu seinem Pfarrer. Dieser riet ihm, ein Bild des hl. Jakobus für die Kirche zu stiften. Das geschah, und seitdem kam der Schäfer nicht wieder. Lange stand das Bild, der „Sünte Jakob“ oberhalb der nördlichen Tür in der Kirche, bis es vor etwa 35 Jahren wegen Umbaus der Kirche mit anderen Standbildern entfernt wurde und auf dem Schulboden Unterschlupf fand.

Die Honneken.

Einst lagen die Honneken (Zwerge) am Honnekenberge in Drie-vorden und sonnten sich. Da ritt der Bauer des nahen Schulthofes vorbei und rief den Zwergen zu: „Spiet.“ Dies Wort brachte die Honneken in solchen Zorn, daß eins von ihnen dem Bauern zurief:

Den einen Schuh will ich noch rücken,
Den anderen noch knüpfen
Und dann dir Menschenkind den Hals umdrehn!“

Der Bauer gab seinem Pferde die Sporen und floh, das Honneken folgte ihm in rasendem Laufe. An der Grenze des Hofes erreichte es ihn und sprang zu ihm aufs Pferd; der treue Hofs Hund errettete jedoch seinen Herrn aus der Gewalt des Zwerges.

Ein ähnliches Abenteuer erlebte ein Bauer in Glesen, der sich durch einen Sprung über die Neben-(Unter-)Tür vor dem Verfolger rettete. Dieser warf dann seine Waffe mit solcher Wucht gegen die Tür, daß sie sich durch den starken Anprall entzündete.

Der gerettete Pilger.

Nach einer alten Überlieferung nahm auch ein Sohn des Kolonen Hermeling in Drie-vorden bei Emsbüren an einem Kreuzzuge teil. In einem Gefechte wurde er jedoch von den Türken gefangengenommen und dann in den Kerker eines Sarazenen geworfen. Hier sah er einem traurigen Schicksal entgegen, denn der Unhold hatte ihn zum Schlachten bestimmt, und damit er recht fett werde, gab man ihm überaus reichlich zu essen, besonders nährte man ihn mit Walnüssen. Nach einiger Zeit hörte der Gefangene eines Morgens die Kinder des Hauses sagen: „Morgen schlachten wir unsern feisten Rupert.“ Als dies der Unglückliche vernahm, wurde er sehr niedergeschlagen. Nur Gott konnte ihn aus seiner schrecklichen Lage befreien, und zu ihm nahm er jetzt in inständigem Gebete seine Zuflucht, daß er ihn aus den Händen seines grimmigen Feindes erretten möge. Auch in der fernen Heimat schwebte ein Herz für ihn in Sorge und Furcht. Seine Mutter betete täglich stundenlang seit dem Abschiede ihres Sohnes in der Kapelle am Klusengraben und erflehte glückliche Heimkehr des geliebten Kindes. Ihr Vertrauen war unerschütterlich. Wollten mitleidige Verwandte und Nachbarn sie wegen des Verschollenen trösten, so antwortete sie stets: „Ich werde ihn wiedersehen.“ Ihre Hoffnung sollte nicht zuschanden werden.

An demselben Tage, an dem der unglückliche Gefangene seinen

bevorstehenden Tod vernommen hatte, machte der Hausherr mit seiner ganzen Familie und Dienerschaft einer befreundeten Familie einen Besuch. Nur der Gefangene und eine Magd blieben zurück. Als nun diese Magd Wasser holen wollte, fiel ihr dabei der Eimer in den Brunnen. Weinend und jammernnd kam sie zu dem Gefangenen und klagte ihm, daß sie am Abend Vorwürfe und Schläge zu gewärtigen habe. Der Christ jedoch tröstete sie und sagte: „Ich will dir den Eimer wieder schaffen. Löse nur meine Fesseln; bald ist die Arbeit geschehen; du schließt mich wieder ein, und niemand wird etwas davon merken.“ Die Sklavin ging auf den Vorschlag ein, und beide kamen zum Brunnen. Da ergriff der Entfesselte plötzlich die Magd, warf sie in den Brunnen und entfloh geräuschlos.

Als der Türke am Abend nach Hause kam und das Verschwinden des Gefangenen und der Sklavin bemerkte, geriet er in furchtbare Wut. Schnell setzte er sich mit einigen Gefährten zu Pferde und eilte mit zwei Bluthunden dem Flüchtling nach. Dieser war unterdessen an einem Gewässer angelangt. Als er seine Verfolger und die voraneilenden Hunde bemerkte, stürzte er sich ins Wasser und schwamm untertauchend weit hinein. Unter einer Seerose machte er Halt und versteckte seinen Kopf unter den großen Blättern. Die Türken kamen ans Ufer, die Hunde wollten jedoch nicht weiter. Da sagte der Sarazene nach vergeblichem Suchen: „Hier hat er sich aus Angst ins Wasser gestürzt und ist ertrunken.“ Dann kehrten sie heim.

Unser Landsmann aber war gerettet. Nach langen Irrfahrten und mancherlei Gefahren kam er eines Tages bei sinkender Sonne in Drievorden wieder an. Dort traf er sein altes Mütterlein, wie es nach seiner Gewohnheit in der Kapelle betete. Das Vertrauen war belohnt durch die unbeschreibliche Freude des Wiedersehens.

Das Marienbild in Salzbergen.

In der Pfarrkirche zu Salzbergen befindet sich ein Muttergottesbild aus dem 15. Jahrhundert, das früher sehr verehrt wurde. Über seinen Ursprung wird folgendes berichtet:

Zwei Brüder, Klüner (Klüssen) mit Namen, hatten der Mutter Gottes eine Wallfahrt nach Jerusalem gelobt und sie auch angetreten. Auf dem Rückwege aber erkrankte der eine von ihnen und wurde von seinem Bruder in einer öden, menschenleeren Gegend, dem Tode nahe, zurückgelassen. Als er aus einer Ohnmacht wieder erwachte und so verlassen dalag, hörte er plötzlich in seiner Nähe eine zarte Stimme,

die ihm zurief: „Nimm mich mit!“ Er schaute nach der Seite und bemerkte ein Muttergottesbild, das er an sich zog. Inbrünstig flehte er jetzt die hl. Jungfrau um Hilfe und Rettung an; dann schloß er ein, das Madonnenbild im Arme. Wie aber erstaunte er, als er wieder erwachte! Denn er befand sich nicht mehr in fernem, fremdem Lande, sondern in seiner Heimat, am Ufer (Stidelover) der Ems; neben ihm ruhte das Muttergottesbild. Gesund und frohen Herzens betrat er das Elternhaus, wo er den aufs höchste erstaunten Hausgenossen die seltsame Begebenheit erzählte. Das wundertätige Bild aber wurde der Pfarrkirche in Salzbergen gewidmet, in der es noch jetzt zu sehen ist. Es führt den Namen „Klüners Muttergottes.“

Wenn einst „die große Schlacht am Birkenbaume“ geschlagen wird, dann bringt man das Bild nach dem Samerott (Eichenwald bei Samern). Weißgelleidete Krieger werden durch diesen Wald kommen und vor dem Bilde beten; sie werden dann den Sieg in dem heißen Kampfe davontragen.

Eine andere Sage berichtet, daß der gerettete Pilger das Bild zuerst dem Kloster in Rheine gewidmet habe, von dort sei es aber dreimal in sein Haus zurückgeführt. Darauf habe er es der Kirche in Salzbergen geschenkt.

Der Elsbach.

Geht ein Wanderer von Salzbergen nach Rheine, so gelangt er nach halbstündiger Wanderung an Barwids Hof und an den Elsbach. Früher war die Umgebung des Hofes und das Ufer des Baches mit dunklem Wald und Gebüsch bestanden, und dem Volke war der Ort unheimlich. Denn dort konnte man oft das Geseufze und Gestöhn armer Seelen hören, das von der Ems herüberkam. Manchmal zeigte sich hier auch der Teufel selbst. Man sah ihn umherfliegen, und sein feuriger Schweif, seine glühenden Augen verrieten die Richtung, die er einschlug. — Auf der alten steinernen Brücke und auf dem Waldwege tanzten oft in stillen, ruhigen Mitternachtsstunden weiße Jungfrauen, Wassernymphen, ihren Reigen. Die hellen Lichtgestalten, der schöne Tanz, vor allem der seltsame, einschmeichelnde Gesang fesselten Auge und Ohr des nächtlichen Wanderers und bestritten wunderbar seine Sinne. Doch unglücklich war der Mensch, der sie geschaut, ihren Gesang belauscht hatte. Die weißen Jungfrauen wurden ihm zu Todesboten, und noch in demselben Jahre mußte er sterben.

Bestrafte Sonntagschändung.

In der Bauerschaft Lengerich lebte vor langer Zeit ein Bauer, der ein leidenschaftlicher Jäger war. Einst frönte er sogar an einem Sonntagmorgen der Jagdlust, während die anderen Leute dem Hochamte beiwohnten. Für seinen Frevel wurde er jedoch fürchtbar bestraft; er versank mit seinem ganzen Hofe in die Erde, und an der Stelle des Hauses entstand ein Sumpf.

Nach einer anderen Sage hat ein Bauer in Lengerich in der Weihnachtsnacht gedrohen, während die Nachbarn zur Christmesse gingen. Als die Kirchleute zurückkamen, war Haus und Hof des Sonntagschänders versunken, und der Sumpf hatte sich gebildet, um den Menschen als Warnung vor gleichem Frevel zu dienen.

Der Fensterdieb bei Freren.

An der Straße von Freren nach Hestrup liegt ein Wassertümpel, der Fensterdieb. Er ist entstanden durch den Untergang von zwei Brautwagen, die sich hier auf einem schmalen Wege begegneten. Denn da keiner von den Wagen ausweichen wollte und die Rutscher in schreckliche Verwünschungen ausbrachen, versanken beide Fuhrwerke zur Strafe in die Erde.

Das heilige Meer.

An der Straße von Freren nach Ibbenbüren liegt ein großes Wasser, das heilige Meer genannt. Dort stand vor Zeiten ein Kloster, dessen Mönche jedoch ein schlechtes, gottvergessenes Leben führten. Als ihre Sittenlosigkeit immer größer wurde, da versank das Kloster in einer furchtbaren Gewitternacht in die Erde, und an seine Stelle trat ein See; dort, wo die Ställe gestanden hatten, bildete sich ein anderer, das kleine heilige Meer. An hellen Sommertagen kann man auf dem Grunde des Wassers die Türme des untergegangenen Klosters sehen, und an Festtagen, besonders am Weihnachtstage, hört man die Glocken läuten und die Mönche singen. Bei stürmischem Wetter wirft der See noch immer Balken und Sparren der untergegangenen Gebäude ans Ufer.

Eine andere Sage berichtet folgendes:

An der Stelle, wo jetzt das heilige Meer liegt, stand in alter Zeit ein Nonnenkloster, dessen Insassen jedoch entartet waren und

ein gottloses Leben führten. Zu gleicher Zeit lebte auf dem Benhause bei Plantlünne eine Grafentochter, der letzte Sproß des aussterbenden Geschlechtes. Diese wurde von den ruchlosen Nonnen gewaltsam in das Kloster entführt und hier festgehalten. Lange Zeit hatte die unglückliche Jungfrau schon in der Gefangenschaft geschmachtet, da hörte ein Ritter von ihrem Schicksal. Er machte sich auf, befreite sie und nahm sie dann später zur Gemahlin. In demselben Augenblicke aber, in dem er mit der Geretteten das Kloster verließ, versank dieses in die Erde. An seiner Stelle bildete sich das heilige Meer.

Die versunkene Burg.

Im „Botterwinkel“, zwischen Lohe bei Thuine und Messingen, liegt ein Morast, an dessen Stelle in alter Zeit eine Burg stand. Der letzte Besitzer dieses Schlosses war jedoch ein gottloser Mann, der durch sein schlechtes Leben bei allen Bewohnern jener Gegend Anstoß erregte. An einem Weihnachtsmorgen weckte ihn nun einst die Magd, damit er doch wenigstens an diesem hohen Feiertage zur Kirche gehen möge. Der Ritter geriet jedoch über diese Zumutung in großen Zorn und warf mit seinem Stiefel nach der Magd. Diese floh; aber kaum war sie über die Schwelle des Hauses getreten, da versank der Ritter mit seiner ganzen Burg in die Erde.





Bentheim.

Aus der Grafschaft Bentheim.

Bentheim.

Nach einer alten Überlieferung hat Drusus, der Stieffohn des Kaisers Augustus, das Schloß Bentheim begründet. An der Nordostseite des Felsens, auf dem die Burg steht, ist eine lateinische Inschrift eingemeißelt, die auf diese Überlieferung Bezug hat und in der Übersetzung folgendermaßen lautet: „Steh' still, o Wanderer; bewundere staunend die Burg, ein Denkmal des alten römischen Ruhmes, deren Grundmauern der stärkste Felsen bildet. Kennst du ihren Gründer nicht? Es war Drusus Germanicus, der Stieffohn des Kaisers Augustus, römischer Consul und Befehlshaber des römischen Heeres in dieser Gegend. Bewundere ihr Alter, das mit der christlichen Zeitrechnung beginnt. Sie ist der fränkischen Könige Wohnung, der Grafen von Bentheim Geburtsitz. Gefallen sind die übrigen Denkmäler römischer Macht, die bei den Tubanten einst errichtet waren. Dieses aber steht, blüht und dauert fort.“

Während des Baues der Burg saß Drusus auf einem nahen Felsen und sah den Arbeiten zu. Hier hielt er auch Gerichte ab, und der Felsen heißt noch heute Drususfelsen. Er trägt die Inschrift: Hic Drusus dixit iura Tubantibus (Hier sprach Drusus den Tubanten Recht).

Teufelsohrkissen.

Der Drususfelsen bei dem Bentheimer Schlosse führt auch den Namen Teufelsohrkissen. Über die Entstehung dieses Namens berichtet folgende Sage.

Ein Ritter wünschte einst, oben auf dem Felsen, auf dem jetzt das Bentheimer Schloß liegt, eine Burg zu haben. Da die Verwirklichung des Wunsches aber mit vielen Schwierigkeiten verbunden war, so wandte er sich an den Teufel. Dieser versprach ihm, noch vor Anbruch des nächsten Tages die Burg zu bauen, aber eine Bedingung müsse er stellen. Das erste lebende Wesen, das von dem Schloßturme seine Stimme hören lasse, solle ihm gehören. Der Ritter ging auf die Bedingung ein. Der Teufel aber nahm an, daß den Ritter sogleich nach Vollendung des Baues die Neugierde auf den Turm treiben und daß er dann vor Verwunderung einen Ruf ausstoßen werde. In der Nacht kam er nun mit seinen Gefellen und ging eifrig ans Werk. Immer höher türmten sich die Felsensteine auf, und bald stand die Burg fertig da. Weil es jedoch noch lange bis zum Anbruch des Tages dauerte, legte sich der Teufel nieder. Um aber besser hören zu können, wann der Ritter komme, lehnte er sich mit einem Ohre an den Drususfelsen. Er zweifelte nicht, daß ihm seine List gelingen werde. Doch sollte er sich in seiner Hoffnung täuschen. Der Ritter war schlauer als der Böse. Bei Tagesanbruch schlich er sich leise auf die neue Burg und ließ einen zahmen Raben auf den Turm fliegen. Bald war weithin von der Spitze die krächzende Stimme des Tieres zu vernehmen, so daß der Teufel dadurch aus seinem Halbschlummer aufwachte. Als er aufsaß, bemerkte er sogleich den Raben. Wütend sprang er auf, dabei hinterließ sein Ohr auf dem Felsen einen tiefen Abdruck, der noch heute zu sehen ist. Der Drususfelsen erhielt davon den Beinamen „Des Teufels Ohrkissen.“

Der Brunnen auf Schloß Bentheim.

Der Bau des Brunnens auf dem Schlosse zu Bentheim wird zwei Rittern zugeschrieben, die von dem Bentheimer Grafen nach langer

Fehde besiegt und zu lebenslänglicher Gefangenschaft im Burgverlies verurteilt waren. Jahrelang hatten sie schon ihr hartes Los getragen und alle Hoffnung auf Erlösung aufgegeben. Da trat in einem Sommer eine große Dürre ein; alle Quellen vertrodneten, so daß starker Wassermangel herrschte. Eines Tages mußte der Gefangenwärter den beiden Rittlern melden, daß er ihnen von jetzt an das nötige Wasser nicht mehr bringen könne, denn selbst die gräßliche Familie litte unter der allgemeinen Not. Da leuchtet ein Strahl der Hoffnung in den Herzen der Gefangenen auf. Sie lassen dem Grafen sagen, daß sie ihm einen Brunnen bauen wollen, der nie versiegen solle. Nur müsse er ihnen als Lohn dafür die Freiheit versprechen. Der Graf geht auf das Anerbieten ein, und sogleich machen sich die beiden ans Werk, einen Schacht in den harten Burgfelsen zu brechen. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend sind sie tätig; die Hoffnung auf die ihnen winkende Freiheit läßt sie alle Mühen leicht ertragen. So vergehen zehn Jahre, immer tiefer wird der Schacht, doch keine Quelle will sich zeigen. Aber ihre Hoffnung geht nicht unter.

Im Vertrauen auf endlichen Erfolg lassen sie sich auch an einem Frühlingmorgen wieder hinabbefördern. Doch kaum haben sie die ersten Hammerschläge getan, da sprudelt ihnen ein Quell entgegen und beginnt den Brunnen zu füllen. Mit vor Freude zitternder Stimme rufen sie die frohe Botschaft nach oben, und sogleich zieht man die Erlösten wieder hinauf. Der Graf läßt ihnen die Fußfesseln lösen; heitere Frühlingssonne lacht ihnen entgegen. „Freiheit! Freiheit!“ rufen sie und fallen einander in die Arme — doch leblos sinken sie zu Boden. Das Übermaß der Freude hat sie getötet.

Die gleiche Sage geht von dem Bau des Brunnens auf der Ravensburg.

Eine heidnische Opferstätte.

In dem Schlosse zu Bentheim wurde früher eine Art Küche gezeigt. In diesem Raume sollte sich in alter Zeit ein heidnischer Altar befunden haben, auf dem Menschenopfer dargebracht wurden. Auch das Bild des Götzen wurde gezeigt, es stellte in halb erhabener Arbeit einen Reiter dar.

Der „Herrgott von Bentheim“.

Eines der ältesten Denkmäler aus der Zeit der Einführung des Christentums in Deutschland ist das steinerne Kreuz auf dem Schloßhofe

in Bentheim. Im Volksmunde wird es „Herrgott von Bentheim“ genannt. Über den Ursprung des Kreuzes berichtet die Sage folgendes:



Mit Genehmigung des Verlags A. Hellendoorn (Bentheim).

Der „Herrgott von Bentheim“.

Die ersten Glaubensboten in der Grafschaft Bentheim waren die beiden Brüder Ewalbi, von denen der eine wegen seiner schwarzen

Haare mit dem Beinamen „der Schwarze“, der andere wegen seiner weißen Haare „der Weiße“ benannt wurde. Zunächst predigten sie im Bentheimer Walde, aber ohne Erfolg, da hier die Hauptopferstätten der Heiden sich befanden und die heidnischen Priester hier den größten Einfluß hatten. Die Missionare wandten sich daher nach der Gegend, wo später das Kirchspiel Ohne entstand. Dort hatten ihre Predigten größeren Erfolg; viele ließen sich taufen. Als die beiden Priester dann wieder weiter zogen, ließen sie in jener Gegend einen ihrer Begleiter, den Franken Alberich, zurück, damit er das Bekehrungswerk fortsetze. Dieser erbaute nun eine Kapelle und versuchte aufs neue, im Bentheimer Walde das Wort Gottes zu verkünden. Aber er sollte sein Unternehmen mit dem Martertode büßen. Auf Anstiften der ergrimten Götzepriester wurde er auf dem sogenannten Kreuzlampe bei Bentheim gekreuzigt. Das Kreuz auf dem Schloßhofe, der „Herrgott von Bentheim“, das früher auf dem Kreuzlampe stand, soll der Überlieferung nach an diesen Märtyrer erinnern.

Die weiße Frau.

Auf dem Schlosse zu Bentheim ging eine Zeitlang die Gräfin Sophie als weiße Frau um. Oft sah man sie in langem, weißem Gewande daherwandeln, ein großes Schlüsselbund an der Seite. Ihr Erscheinen bedeutete den nahen Tod eines Mitgliedes der Familie; wenn ihr jemand nahe kam, schlug sie ihn mit dem Schlüsselbund, und bald darauf mußte der Geschlagene sterben.

Das Femgericht.

In dem südöstlichen Turme des Schloßes in Bentheim wurden nach alter Sage Femgerichte abgehalten. An den Verurtheilten wurde hier die furchtbare Strafe sogleich vollzogen. Unter dem Gerichtssaale befand sich nämlich ein brunnenartiger Bau, der oben durch eine Falltür verdeckt war. Auf diese Thür mußten die Unglücklichen treten und fielen dann in die Tiefe, wo sie von tausend Messern zerfleischt wurden, die dort mit der Spitze nach oben aufgepflanzt waren.

Ein verhängnisvoller Zeitvertreib.

Ein Graf von Bentheim schoß einst zum Zeitvertreib mit Pfeilen von seinem Schlosse herunter. Dabei traf er aber unversehens einen Mann aus dem Dorfe und tötete ihn. Zur Buße dafür wurde dem Grafen von der Geme aufgelegt, ein hölzernes Kreuz an der Unglücksstelle zu errichten, damit er, wenn er an diesem vorbeikomme, stets an seine That denke und sie bereue. Später fiel das Kreuz um, und man brachte es in die Burg.

Wissinghof.

Einst herrschte Teuerung im Lande Bentheim. Die Preise für Getreide war so hoch gestiegen, daß an manchen Orten Hungersnot herrschte und selbst im gräßlichen Schlosse die Teuerung empfunden wurde. Nur der Wissingbauer, ein Höriger des Grafen, spürte nichts von den schlimmen Zeiten, bei ihm herrschte Überfluß und Reichtum. Doch fühlte er sich nicht bewogen, davon abzugeben und seinen Mitmenschen zu helfen. Eines Tages fuhr er nun auf einem mit vier prächtigen Rappen bespannten Wagen auf das Schloß, um dem Grafen die Pacht zu bringen. Als der Graf das herrliche Gespann sah, sagte er zu dem Bauern: „Deine Pferde scheinen unter der allgemeinen Teuerung nicht zu leiden.“ „Dafür sind es auch Wissings Pferde,“ entgegnete der Bauer stolz und barsch. Den Grafen ärgerte diese Antwort, und er wollte dem Hochmütigen zeigen, daß es doch noch größeren Reichtum gebe als den auf seinem Hofe herrschenden. Daher führte er ihn in das Prunkgemach des Schlosses und lud ihn zum Essen ein. Der Bauer schenkte jedoch der reichen Ausstattung des Saales gar keine Aufmerksamkeit, und als der Graf ihn aufforderte, sich doch die Pracht einmal anzusehen, sagte er: „Alles Flitterstaat! Freilich genügt es für einen, der von anderen Leuten leben muß.“ Der Graf war wegen dieser Antwort sehr aufgebracht, doch verbiß er seinen Zorn und sagte: „Ich bin neugierig, wie es in deinem Hause aussieht. Wenn du Stühle hast, auf die man sich setzen, und einen Tisch, an dem man Brei essen kann, so möchte ich dich einmal mit den Meinigen besuchen.“ Hochmütig erwiderte Wissing: „Wenn mein Tisch und meine Stühle nicht kostbarer wären als diese hier, so würde die Breischüssel schlecht dazu passen, die ich Ihnen vorsehen werde. Kommen Sie nur!“ „Gut, dann komme ich übermorgen,“ sagte der Graf, und der Bauer ging.

Der Graf kam mit den Seinigen zur festgesetzten Zeit. Doch welche Bewunderung ergriff ihn, als er den Hof betrat! In den

Ställen standen acht herrliche Pferde, mehr als fünfzig prächtige Kühe, eine große Anzahl Schafe. Auf dem Hofe lief eine unzählbare Menge der verschiedensten Geflügelarten. Unbeschreiblich war aber sein Erstaunen, als er das große Gemach betrat, in dem für zwanzig Personen gedeckt war. Die Wände waren mit schneeweißem Leinen behangen, bunte Ruhhäute bildeten den Teppich. Der Tisch war aus mehreren hundert Stücken Leinwand gebildet, als Stühle waren um ihn mit Roggen gefüllte Säde gestellt, und er war überreich gedeckt mit gebratenen Tauben, Hühnern, Enten und Gänsen, in der Mitte aber stand ein silberner Brustharnisch mit Brei. Wissing, mit ledernem Wams bekleidet, führte die Gäste an ihre Plätze und weidete sich an ihrem Erstaunen. Dem Grafen fiel sogleich der mit dem Bentheimer Wappen geschmückte Brustharnisch auf, und er fragte den Bauern, wie er an ihn gelangt sei. „Er ist mir von einem früheren Grafen von Bentheim für zwanzig Malter Roggen verkauft, als auf dem Schlosse Not herrschte,“ antwortete Wissing. Und als der Graf bemerkte, ob er denn nicht andere Stühle habe als die Säde, deren Inhalt doch besser verkauft werde, um zur Vinderung der Not beizutragen, und daß es doch ungehörig sei, sich auf das kostbare Getreide zu setzen, sagte der Bauer: „Es ist nur für mein Vieh bestimmt.“ Der Graf geriet durch diese Reden in immer größeren Zorn; und als er bald wieder heimkehrte, nahm er seinen Kanzler beiseite, um mit ihm zu beraten, wie Wissing für seinen Übermut bestraft werden könne. Bald hatten sie einen Entschluß gefaßt. Wissing wurde in das Bürgerlies geworfen, die Seinigen mußten den Hof verlassen, und dieser wurde zu einem Schaffstall eingerichtet. Die Besitzungen wurden an andere Bauern verteilt, die noch jetzt Wissingbauern genannt werden. Vor einigen Jahren ist der Schaffstall abgebrochen, so daß nur noch die Namen der Wissingbauern an die frühere Besizung erinnern.

Schüttorf.

Als die jezige Stadt Schüttorf im Beshetal angelegt wurde, mußte zunächst eine bedeutende Aufschüttung erfolgen. Viele Menschen waren lange Zeit tätig, den Baugrund fertigzustellen, wozu sie Sand und Steine weither holen mußten. Jedesmal nun, wenn neue Ladungen ankamen, rief man: „Schütt ter up!“ (Schütte es darauf!) Von dieser Redensart erhielt die Stadt den Namen Schüttrup, auf Hochdeutsch Schüttorf.

Die Rettung Schüttorf's.

Die Festung Schüttorf wurde einst von Feinden belagert. Da vergaß eines Abends der Torwächter, eine Seitenpforte der Stadtmauer zu schließen. Sogleich hatte dies der Feind bemerkt und drang nun in die Stadt hinein. Den nichts ahnenden Bürgern wäre es wohl schlimm ergangen, wenn die Schmiede ihnen nicht Rettung gebracht hätten. Denn ehe sich noch die anderen Männer bewaffnen konnten, drangen sie mit glühenden Eisenstangen auf die Feinde ein und trieben sie zurück. Zur dankbaren Erinnerung an diese That ließen die Bürger aus den Eisenstangen Schwertler anfertigen, die noch jetzt auf dem Schüttorfer Rathhause aufbewahrt liegen, um bei gewissen feierlichen Aufzügen von Schmieden in Arbeitsracht getragen zu werden.

Der gläserne Wagen.

In Schüttorf müssen die Frauen, die in ihrem Leben durch Neid, Haß und Stolz sündigten, nach ihrem Tode auf eigentümliche Weise dafür büßen. Sie werden nämlich von vier schwarzen, feuerschnaubenden Pferden in einem Wagen aus Glas durch die Stadt gefahren. Alljährlich hört man in stürmischer Nacht das Gerassel des Wagens in den Straßen. Viele Frauen sollen durch die Aussicht auf diese Strafe von ihren schlechten Eigenschaften bekehrt sein; andere aber, die an den Wagen nicht glaubten und sich nicht besserten, mußten nach ihrem Tode ebenfalls die Fahrt machen. Bis jetzt will man den Wagen noch immer voll besetzt gesehen haben.

Dhne.

Von der Kirche in Dhne berichtet die Überlieferung, daß sie die älteste des Landes und schon vor 800 gebaut sei. Die Bewohner der umliegenden Ortschaften kamen in der ersten Zeit nach Einführung des Christentums dorthin zum Gottesdienst und nannten den Ort „Gods Uone“ (Wone), d. h. Gottes Wohnung; aus diesem Namen hat sich dann später Gotts Dhne oder einfach Dhne entwickelt.

Der schwarze Hund.

In der Gegend von Ohne trieb einst ein Räuber sein Unwesen. Heimtückisch schlug er seine Opfer mit einem Knüttel nieder, um sie dann zu berauben. Doch wenn er auch im Leben dem strafenden Arm der Gerechtigkeit entging, nach seinem Tode mußte er um so schlimmer für seine Freveltaten büßen. Er fand im Grabe keine Ruhe, sondern muß noch jezt als schwarzer Hund umgehen. Oft hat man ihn auf dem Wege von Ohne nach Haddorf liegen sehen. Wenn der nächtliche Wanderer den Mut findet, das Ungetüm zu stoßen oder zu schlagen, so geht es aus dem Wege, ist er aber furchtsam und läuft zurück oder macht einen Umweg, dann verfolgt ihn der Hund. So ist dieser ein Schreden für die Furchtsamen, die kein reines Gewissen haben, wird aber geschlagen von denen, die wegen ihrer Redlichkeit sich ruhig fühlen.

Der Kirchturm in Gildehaus.

In dem westfälischen Dättrup hatte man eine Kirche gebaut, konnte aber keinen Turm dazu errichten, da die Gemeinde die Kosten des Baues nicht aufzubringen vermochte. Man hätte jedoch gern einen Turm gehabt, und daher war man eines Tages versammelt, um einen Weg zur Erlangung des Geldes zu finden. Lange hatte man schon beraten, ohne zu einem Entschluß zu kommen, da trat der Teufel in die Versammlung. Als er den Verhandlungen eine Zeitlang zugehört hatte, sagte er: „Ich will euch in kürzester Frist einen Turm verschaffen, wenn ihr mir eine Bedingung erfüllt.“ Hoherfreut nahmen die Dättruper das Anerbieten an und fragten nach der Bedingung. Der Böse erwiderte: „Ihr müßt mir das besiegelte Versprechen geben, daß nächstens, wenn die Pfarrer- und Küsterstellen erledigt werden, die von mir empfohlenen Kandidaten eingesetzt werden. Dann soll noch morgen früh vor dem ersten Hahnenschrei an eurer Kirche ein Turm stehen.“ Die leichtsinnigen Dättruper gingen auf die Bedingung ein, drückten aber den Wunsch aus, einen solchen Turm zu haben, wie er in Gildehaus an der Kirche stehe.

In der folgenden Nacht machte sich der Teufel nun auf, sein Versprechen einzulösen. Um den Wünschen der Dättruper vollauf gerecht zu werden, ging er nach Gildehaus, erfaßte den Turm der Kirche mit seinen Armen und schob ihn in der Richtung nach Dättrup fort. Doch kaum war er etwa 40 Schritt weit mit ihm gekommen, da fiel das geweihte Kreuz herunter, und zwar nach der Richtung hin, in der

der Turm fortgeschoben werden mußte. Dem Teufel war es trotz aller Anstrengungen nicht möglich, mit seiner Last weiter zu kommen, das ihm verhaßte Kreuz bildete ein starkes Bollwerk. Die Zeit war unterdessen vergangen; schon graute der Morgen, und ein Hahn ließ seinen Schrei ertönen. Da erfaßte Wut und Zorn den Teufel; in



H. Wrasmann phot.

Die Kirche zu Gilbehaus.

seinem Grimme riß er die Spitze von dem Turm herunter und schleuderte sie fort in der Richtung nach Döhrup zu.

Noch heute steht der Turm der Kirche in Gilbehaus dort, wohin der Teufel ihn geschoben hat, ganz abseits von dem eigentlichen Gotteshaufe; an die Stelle der abgebrochenen, festgefügtten Spitze wurde eine neue, unbedeutende gesetzt, die mit Holz und Schiefer gedeckt ist, aber das alte Kreuz wieder trägt.

Das spukende Fohlen.

In der Mühlenstraße zu Gilbehaus spukt es zu nächtlicher Stunde. Dort rennt wiehernnd ein Füllen umher, und wenn ihm jemand begegnet, der kein reines Gewissen hat, dann nimmt es ihn auf sich und rast mit ihm davon. Dem Reiter bleibt vor Angst der Verstand stille stehen, endlich aber setzt das Füllen ihn an derselben Stelle wieder ab, wo der unheimliche Ritt begonnen hat.

Kloster Frenswegen.

Als der Graf Bernhard I. von Bentheim in Frenswegen ein Kloster gründen wollte, fuhr er mit zwei Geistlichen dorthin, um einen geeigneten Platz auszusuchen. Während sie nun Umschau hielten, flog ein Vogel an den Wagen und flatterte vor ihm hin und her. Nach einiger Zeit hielt das Fuhrwerk in der Nähe einer Dornenhecke, und der Graf stieg mit seinen Begleitern aus, um sich hier näher anzusehen. Doch da stimmte der Vogel einen so schönen Gesang an, daß alle ihm gespannt zuhörten und den Zweck ihrer Fahrt vergaßen. Hatte der Vogel schon vorher ihre Aufmerksamkeit erregt, so wurde ihre Verwunderung jetzt noch größer. Der Gesang wurde immer lauter, und bald fiel es auf, das immer der Ton: Hier, hier, hier! wiederkehrte. Jetzt merkte der eine Geistliche, daß dies ein Zeichen vom Himmel sei und sagte: „Hier muß das Kloster gebaut werden, denn Gott selbst hat uns die Stelle gezeigt.“ Die anderen stimmten ihm bei, und so entstand an dieser Stelle das Kloster, das dann 1806 von Napoleon aufgehoben wurde und jetzt ganz zerfallen ist.



Kreis Meppen.

Der verzauberte Offizier.

Als im Dreißigjährigen Kriege die Schweden in Haselünne von den Kaiserlichen belagert wurden, sah eines Abends ein schwedischer Offizier auf den Festungswällen nach, ob auch die Wachtposten ihre Pflicht taten. Um nun die Soldaten zu überraschen, trock er wie ein Hund auf allen Vieren. Bei einer Wache sprang er plötzlich hervor und rief die Parole. Alle waren starr vor Schrecken, denn im Dunkel der Nacht glaubten sie einen wirklichen Hund oder gar einen Geist vor sich zu haben. Einer der Wachtposten ging jedoch auf das vermeintliche Tier zu und sagte: „Wenn du ein Hund bist, so sollst du es auch bleiben.“ Da verwandelte sich der Offizier sogleich in einen großen schwarzen Hund und lief davon; ein heller Schein deutete den Weg an, den er genommen.

Das Grab des Hundes befindet sich unter einem großen Steine auf dem Haselünner Marktplatz. Jeden Abend aber kommt das Ungeheuer hervor und wandert durch die Felder und Gärten, wo es schon von vielen gesehen wurde.





Hümmlinger Schäfer.

Die Sagen des Hümmlings.

König Surbold.

Auf dem Hümmling liegen große Hünengräber, von mächtigen Felsblöden zusammengesetzt. Das größte von ihnen befand sich im Börgerwalde; es bildete den Grabstein Surbolds, des Königs der Friesen, der in der für Wittelind unglücklichen Schlacht bei Bokeloh seinen Tod fand. An einem Baume in der Nähe des Hünengrabes hing vor langer Zeit ein Schild, das die Inschrift trug:

Hünenkönig Surbold
Lig begraven in' Börgerwold
In een vergolden Husholt (Sarg).

Nach der Erzählung anderer war diese Schrift auf dem Steine selbst eingehauen, und dabei sollen noch die Worte gestanden haben:

Wunder över Wunder,
Wat liggt hier under?

Und als man einst den gewaltigen Deckstein umdrehete, in dem Glauben, einen Schatz zu finden, da entdeckte man nur die Inschrift:

Dat was Lied,
Dat id quam up mine änn're Siet!

Leider ist auch dieses Hünengrab zerstört und verschleppt; es soll so groß gewesen sein, daß unter seinem Deckstein eine ganze Schafherde Platz fand.

Eine Schlacht zwischen den Bewohnern von Lorup und Scharrel.

Das ganze schwarze Moor zwischen Lorup und dem oldenburgischen Scharrel war ehemals Loruper Grund. Dieser war zum größten Teil mit Wald bestanden, in dem sich viele wilde Tiere, wie Bären, Wölfe und Füchse, aufhielten. Einst verheiratete sich nun eine Loruperin nach Scharrel, und diese sah auf ihrem Wege in ihre neue Heimat, daß in dem schwarzen Moore gute Weideplätze für Schafe seien. Daher fragte sie die Bauern von Lorup, ob sie nicht dort ihre Schafe weiden lassen dürfe. Diese Erlaubnis wurde ihr gegeben, aber nach und nach trieben immer mehr Bewohner von Scharrel ihre Schafe dorthin. Endlich wurde es den Lorupern zu viel, und sie sagten: „Dies darf nicht länger geduldet werden, denn sonst könnte für Scharrel ein Recht daraus erwachsen.“ Sie verboten daher, fernerhin die Schafe aus Scharrel in dem Moore weiden zu lassen. Doch die Scharreler widersetzten sich dem Verbot, und es kam zu Schlägereien zwischen den beiden Parteien. Aus beiden Dörfern liefen die Männer zusammen, und bei Elsbusch gerieten sie in hartem Kampfe aneinander. Die Loruper wurden zurückgetrieben, stellten sich den Verfolgern aber noch einmal entgegen, wobei einer von ihnen getötet wurde. Doch keiner wollte nachgeben. Die Frauen in Scharrel warteten unterdessen unruhig auf die Heimkehr ihrer Männer, und da ihre Geduld zu Ende war, liefen sie ihnen entgegen, die langen weißen Mähen auf dem Kopfe. Als die Loruper sie in der Ferne ankommen sahen, meinten sie, von Scharrel kämen noch einmal so viel Streitkräfte, als schon da waren, und ergriffen die Flucht, ihren Toten liegend lassend. Diesen nahmen die Scharreler mit sich. Die Angelegenheit wurde dann vom Gerichte untersucht, und dies sprach den Bewohnern von Scharrel das ganze Moor zu bis zu der Gräbt, der Stelle, wo der Tote begraben wurde.

Der betrogene Teufel.

Ein Zimmermann in Werlte hatte einen Bund mit dem Teufel geschlossen und ihm seine Seele zugesagt. Als ihn nun der Böse holen wollte, sagte der Zimmermann, er solle ihm erst noch einen Gefallen erweisen. Der Teufel war damit einverstanden, und nun ließ der

Zimmermann einen gewaltigen Wind fahren und sagte dem Bösen, den möge er ihm wiederholen. Der Teufel machte sich sogleich hinter dem Winde her, aber er konnte ihn nicht erreichen, so sehr er sich auch anstrengte, und noch heute fährt er als Wirbelwind um das Haus des Zimmermanns.

Der Mann im Monde.

In Werlte wollte einst jemand des Nachts Kohl stehlen. Aber es herrschte heller Mondschein, und er fürchtete, in dem Lichte gesehen zu werden. Daher holte er einen Eimer und goß große Wassermengen zum Monde hinauf, um ihn auszulöschen; dabei näherte er sich ihm immer mehr. Aber seine Arbeit war vergebens, und noch heute sieht man ihn mit dem Eimer im Monde stehen.



Kreis Ufchendorf.

Die Alten.

In der Nähe von Ufchendorf, in den Borsumer Bergen, wohnen die Alten, zwerghafte Wesen, die den Umwohnern viele Wohlthaten erweisen. Wenn z. B. ein Bauer, der sich hinter seinem Pfluge abgemüht hat, Hunger verspürt, so braucht er nur einen Teller mit einigen Pfennigen, einem „Dreier“, in der Nähe der „Altenpütte“ aufzustellen, um ihn nach einiger Zeit wohlgefällt mit stärkender Speise wieder abzuholen. Die erwähnte „Altenpütte“ (Altenbrunnen) ist eine kleine Quelle am Fuße der Borsumer Berge, die jedoch nur nach längerer Regenzeit Wasser spendet, früher aber, als die Berge mehr bewaldet waren, wohl reichhaltiger gewesen sein muß.



Nachlese.

Die Hegenfamilie.

Einst sah ein Schäfer jede Nacht, wenn er zur Herde ging, an derselben Stelle des Weges eine rote Kuh mit zwei Kälbern liegen. Ihm kam die Sache nicht natürlich vor, und auf Anraten ließ er ein kleines silbernes Kreuz in seine Schippe setzen. Damit schlug er in der nächsten Nacht auf Kuh und Kälber. Kaum hatte er das getan, da verwandelten sich diese in eine ihm bekannte Frau und deren Töchter.

Die Hasemeiersche.

Der Herr von Langen war einst mit einigen Freunden auf der Jagd. Aber das Glück war ihnen nicht hold, denn die Hunde hatten schon den ganzen Morgen vergeblich gesucht. Endlich trieben sie jedoch einen großen Hasen auf, und sogleich setzten die Jäger hinter ihm her. Doch der Hase lief mit wunderbarer Schnelligkeit, so daß man nicht auf Schußweite an ihn herankommen konnte. Mehrere Stunden dauerte diese Hejagd, da kam man in die Nähe eines Bauernhauses. Plötzlich rief ein kleiner Junge hinter der Hecke des Gartens hervor: „Moor loopt, de Langensken Hunde sind achter ju!“ Der Hase schlüpfte darauf durch das Hühnerloch ins Haus, hinter ihm her stürmten die Jäger, doch als sie ins Haus traten, fanden sie ein altes Mütterchen, das leuchend am Herde saß.

Die Kröte.

Einem Bauern starb einst ein Stück Vieh nach dem anderen, und man hatte eine Nachbarin im Verdacht, daß sie den Stall behext habe und an dem Unglück schuld sei. Eines Tages sah nun der Knecht in der Nähe des Herdes eine häßliche Kröte sitzen. Er nahm sie auf die Heu-

gabel und warf sie vors Haus, verletzte sie aber dabei an einem Fuße. Am folgenden Tage hinkte die Nachbarin und klagte über Schmerzen im Fuße; das Absterben des Viehes auf jenem Hofe aber hatte seitdem ein Ende.

Der behetzte Wagen.

Eine Bauernmagd, die auch die schwarze Kunst verstand, hatte sich schon lange einen roten Rod gewünscht, wie ihn die übrigen Mädchen trugen, aber wegen ihrer Armut konnte sie sich ihn nicht anschaffen. Eines Tages war man nun bei der Heuernte, und als zwei Wagen voll geladen waren, sagte die Magd zu dem Bauern: „Was gebt Ihr mir, wenn ich den Heuwagen umwerfe?“ „Einen roten Rod,“ antwortete dieser. Da sah das Mädchen lange den vordersten Wagen an, sagte aber endlich verdrießlich: „Der Kreuzdornstod versagt mir den roten Rod.“ Die Sprossen der Wagenleiter waren nämlich aus Kreuzdornholz angefertigt, und dies Holz widerstand den Angriffen der Hexen. Dann sah die Magd auf den zweiten Wagen. Sogleich fiel er um, und der rote Rod war verdient.

Die Nachtmahre.

Wenn man im Schlafe von Alpdrüden belästigt wird, dann ist eine Nachtmahre (nächtliche Reiterin) im Zimmer. Jemand hatte nun einmal oft des Nachts Atembellemungen, und da riet man ihm, er solle einen Eimer nehmen, ein Licht darunter stellen und ein Bett darüber decken. Wenn dann die Nachtmahre wieder da sei, solle er das Bett wegziehen, das Loch, durch das sie gekommen, verstopfen, und so sei sie gefangen. Diesen Rat befolgte er, die Gefangene aber war ein schönes Weib, das weither aus den Niederlanden gekommen war. Bald darauf nahm er sie zur Frau und lebte glücklich mit ihr. Aber einmal zeigte er ihr auf ihre Bitten die Öffnung, durch welche sie hereingekommen war. Da verschwand sie augenblicklich und ist nie wieder gekommen.

Die Waltriderske.

Ein Knecht wurde eine Zeitlang jede Nacht von einer Waltriderske (Waltüre) in Schreden gesetzt, so daß er ganz elend wurde. Da riet ihm die Großmagd, er solle, wenn die Waltriderske das nächste Mal

wieder komme, sagen: „Ich wünschte, daß du die ganze Nacht auf einem Besenstiel reiten müßtest.“ Als nun die Walriderske kam, sagte der Knecht aber: „Ei, so wünsche ich, daß du die ganze Nacht auf dem größten Mastbaum in die See reiten müßtest.“ Und fort war sie. Seit der Zeit aber mußte die Großmagd jede Nacht auf einem Mastbaum in die See reiten, denn sie selbst war die Walriderske gewesen.

Die bezauberte Magd.

Bei einem Bauern lagen einst Soldaten im Quartier, von denen der eine die Hexenkunst verstand und sie nun ausübte. Denn als die Soldaten fortzogen, flog plötzlich die eine Magd durch die Luft auf und davon. Sogleich setzte sich der Bauer auf sein Pferd und eilte ihr nach, und als er sie eingeholt hatte und über sich in der Luft sah, rief er, sie solle ihre Schürze kreuzweise über den Kopf werfen. Das tat sie und fiel sogleich wieder zur Erde. Die Schürze aber flog dem Soldaten nach und fiel, als er Rast machte, vor ihm auf den Tisch.

Zauber und Gegenzauber.

Auf einer Bauerndiele neben der Landstraße waren einst die Leute beim Dreschen. Da kommt ein Wagen vorbei, und plötzlich wollen die Pferde nicht weiter, sondern bleiben trotz Scheltens und Schlagens störrisch stehen. Der Fuhrmann merkt, daß ein Zauber sie gefangen hält und fängt an zu bitten, indem er mehrmals sagt: „Laß los.“ Doch gute Worte sind vergebens. Da nimmt er, um den Zauber zu brechen, den Deichselhammer und schlägt mit aller Gewalt vor die Spitze der Wagendeichsel. Sogleich stürzt einer der Dreschleute, vor die Stirn getroffen, tot zu Boden; denn er hatte die Pferde behext. Der Fuhrmann aber fährt ruhig weiter.

Der Feuermann.

Wer in seinem Leben seinen Nachbar dadurch betrogen hat, daß er Grenzsteine versetzte, muß nach seinem Tode als Feuermann spuken.

Einst ging ein solcher Feuermann auf der Remesloh, an der Straße von Osnabrück nach Minden, um und rief immerfort: „Wo soll ich ihn lassen?“ Er meinte den Grenzstein, den er bei Leb-

zeiten verfehlt hatte und jetzt zur Strafe tragen mußte. Einst hörte ein vorbeifahrender Fuhrmann das Rufen, und er antwortete: „Woher du ihn geholt hast.“ Damit war aber der Feuermann erlöst und konnte nun endlich Ruhe im Grabe finden.


Der wilde Jäger.

Ein Bauer ging eines Abends durch das Wiehengebirge und hörte auf einmal ein Rufen. Er meinte, es habe sich jemand verirrt und rufe nun um Hilfe; daher antwortete er: „Gleich!“ Doch der wilde Jäger hatte den Ruf ausgestoßen, und der Bauer hatte kaum das Wort gesprochen, da legte sich ein Pferd auf seine Schultern. Trotz seines Widerstrebens mußte er es ganz durch den Berg tragen.




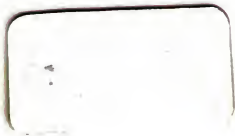
Literatur.

- L. Bechstein, „Deutsches Sagenbuch.“ Leipzig 1853.
J. Crone, „Sagen des Sauerlands.“ Osnabrück 1883.
W. Crone, „Aus der Heimat.“ Lingen 1899.
A. Diedmann, „Aus der Sagenwelt.“ Osnabrück 1900.
Brüder Grimm, „Deutsche Sagen.“ Berlin 1816—1818.
H. Hartmann, „Wanderungen durch das Wittekind- oder Wiehengebirge.“ Pr.-
Oldendorf 1876.
H. Hartmann und D. Weddigen, „Das Buch vom Sachsenherzog Wittekind.“
Minden i. W. 1883.
A. Ruhn, „Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen.“ Leipzig 1859.
A. Ruhn und W. Schwarz, „Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche.“
Leipzig 1848.
„Mitteilungen des historischen Vereins zu Osnabrück.“
„Beiträge zur Heimatkunde des Regierungsbezirks Osnabrück.“ Bd. 1: Der Kreis
Lingen. Lingen 1905.
J. Müller, „Geschichte der vormaligen Grafschaft Bentheim.“ Lingen 1874.
W. Ruffmann, „Alte Steine in neuer Fassung.“ Hannover 1886.
L. Beduwen, „Heimatkunde des Kreises Grafschaft Bentheim.“ 2. Auflage. Bent-
heim 1905.
D. Weddigen und H. Hartmann, „Der Sagenschatz Westfalens.“ Minden 1884.
H. Weichelt, „Hannoversche Geschichten und Sagen.“ Norden.
-



Druck von F. E. Haag, Nelle i. S.





26274.54

Die Sagen der Heimat;

Widener Library

003902795



3 2044 089 082 903

— Gedrukt bei F. C. Haag in Melle i. h. —